



In Verbindung mit Hans Herzfeld †, Rudolf Hillebrecht,
Friedrich Mielke und Alexander Mitscherlich †
herausgegeben von Otto Borst

Peter W. Schmidt, Weingarten
Städtisch-politisches Denken der Reformationszeit

Wilhelm Ribhegge, Münster
Morus oder: Geschichte als Gespräch

Gregor Martin Lechner OSB, Göttweig
Die Madonna als Hauszeichen

Roland Thiele, Neuburg
Altstadtsanierung: zum Beispiel Neuburg a. d. Donau



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Zeitschrift für
Stadtgeschichte, Stadtsoziologie
und Denkmalpflege

In Verbindung mit Hans Herzfeld †,
Rudolf Hillebrecht, Friedrich
Mielke und Alexander Mitscherlich †
herausgegeben von Otto Borst

Band 4 / 1983. Zehnter Jahrgang

Redaktionskollegium: Dr. Otto Borst, Professor für mittlere und neuere Geschichte und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Esslingen, Mozartweg 32, 7300 Esslingen (Schriftleitung) – Dr. Hans Joachim Fliedner, Leiter der Volkshochschule und des Stadtarchivs Offenburg, Ritterhaus-Museum, Ritterstr. 10, 7600 Offenburg – Dr. Henning Grabowski, Wiss. Ass. am Geographischen Seminar der Universität Münster, Königsberger Str. 79, 4400 Münster (Westf.) – Dr. Rainer Jooß, Professor für mittlere und neuere Geschichte und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Esslingen, Föhrenweg 1, 7300 Esslingen – Professor Dr. Hermann Korte, Direktor des Instituts für Arbeitssoziologie und Arbeitspolitik der Ruhr-Universität Bochum, Steinweg 18, 4830 Rheda-Wiedenbrück – Architekt Dipl.-Ing. Hellmut Richter, Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium des Innern, Oberste Baubehörde, Nadistr. 20, 8000 München 40 – Redaktionslektorat: Eduard Theiner, Hölderlinweg 10, 7305 Altbach – Redaktionssekretärin: Ursula Bioly, Marktplatz 16, 7300 Esslingen am Neckar.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 390 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 104,-; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 84,- einschließlich Versandkosten und Mehrwertsteuer; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 28,- einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung: W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart 80, Heßbrühlstraße 69, Postfach 800430, Tel. 78631. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Graphischer Großbetrieb, Stuttgart. Printed in Germany.

Redaktionelle Zuschriften und Besprechungsexemplare werden an die Anschrift der Schriftleitung erbeten: 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Postfach 269, Tel. (0711) 357670. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie fotomechanische und andere Vervielfältigungen bedürfen der schriftlichen Genehmigung des Verlages.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz

Peter W. Schmidt

Positionen städtischen politischen Denkens im Zeitalter der Reformation

I. Der italienische Humanismus des 14. und 15. Jahrhunderts – II. Erasmus von Rotterdam – III. Niccolò Machiavelli – IV. Thomas Morus – V. Martin Luther – VI. Zusammenfassung

Das Zeitalter der Reformation und insbesondere die beiden ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts waren eine Zeit des Umbruchs, der Krise, eines Zwischen-Zustands auf beinahe allen Lebensgebieten. Neue Welten wurden mit Amerika entdeckt, ein neues Weltbild, das die Erde aus dem Mittelpunkt des Kosmos verbannte und die Sonne an ihre Stelle setzte, bildete sich aus, in den deutschen Städten zog der Humanismus ein – um nur drei von vielen grundlegenden Veränderungen zu nennen. Gerade das politische Denken der Zeit, eingespannt zwischen der mittelalterlichen Idee des Reiches Gottes und dem neuzeitlichen, an der Herrschaft der Vernunft orientierten Denken, befand sich im Umbruch. Die großen politischen Denkleistungen wurden alle, mit Ausnahme des Theologen Martin Luther, von Humanisten vollbracht, die im Lebensraum Stadt zu Hause waren, von Erasmus von Rotterdam, Niccolò Machiavelli, Thomas Morus. Ihre Positionen politischen Denkens möchte ich anhand von Büchern aufzeigen, die sie zur Beratung von Fürsten und wie bei Thomas Morus und Niccolò Machiavelli für das gebildete Publikum geschrieben und die um die Zeit von Luthers Thesenanschlag, nämlich zwischen 1513 und 1523 verfaßt worden sind. Sie sind nicht nur das Ergebnis des Bedenkens ihrer Zeit im Rahmen theologischer Vorstellungen, sondern gehören auch zum breiten Strom italienisch-humanistischen Denkens, der bis nach England reichte. Wir werden also nicht nur den Blick von Gipfel zu Gipfel streifen lassen, sondern auch den humanistischen Strom in der Ebene betrachten, um die Originalität und Größe der vier Genannten deutlich zu machen. Die Frage nach ihrer Vorstellung vom Gemeinwohl wird helfen, sie vergleichen zu können.

I.

Als mit dem Tode Kaiser Friedrichs II. im Jahre 1250 die kaiserliche Macht in Italien zusammenbrach, war der Freiraum für städtisch-republikanische Lebensformen wesentlich erweitert. Sie drängten sich nach ihnen entsprechenden republikanischen Konzepten. Zwar hatte auch Thomas von Aquino die Zustimmung (consensus) des Volkes zur Errichtung einer legitimen politischen Herrschaft für wesentlich erachtet, den Akt der

Einsetzung des Herrschers aber mit dem Verzicht des Volkes auf seine ursprüngliche Autorität verbunden. Statt dessen sah er in Übernahme paulinischer, im Römerbrief niedergelegter Vorstellungen den König als Abbild Gottes und leitete daraus die Aufgabe ab, Wahrer des Friedens und der Gerechtigkeit zu sein. Vertreter republikanischen Denkens, wie der in Bologna ausgebildete Jurist Bartolus von Saxoferrato und besonders Marsilius von Padua, der schließlich bei Ludwig dem Bayern Zuflucht fand, argumentierten demgegenüber, daß der gesamte Volkskörper immer Gesetzgeber bleiben müsse, auch wenn er für die konkrete Gesetzgebung bestimmte Personen beauftrage. Man kann sogar die Vorschläge des Marsilius von Padua, um die Entstehung von Tyraneien in den italienischen Städten zu verhindern, als eine Zusammenfassung derjenigen Verfahren ansehen, die in den Stadtrepubliken seiner Zeit gepflegt wurden und die er auf größere politische Gebilde übertrug: Bestimmung des Monarchen durch Wahl, nicht durch Erbgang, geringe Kompetenzen des Monarchen bei der Gesetzgebung, die Errichtung eines komplexen Systems gegenseitiger Hemmungen für alle Magistrate und herrschenden Räte, um ihre Offenheit gegenüber den Wünschen der Bürger zu sichern.¹

Marsilius trieb das republikanische Denken bis zu einer unzweideutigen Theorie der Volkssouveränität voran – er blieb darin jedoch Außenseiter, während das republikanische Denken in den italienischen Städten weitverbreitet war.² Dies traf auch für Florenz, das Zentrum italienisch-politischen Denkens zu. Schon im späten 13. und durch das ganze 14. Jahrhundert hindurch setzten Großbürgertum und Zünfte zusammen nicht nur die Erweiterung des städtisch-ummauerten Gebietes um das Zweifache des vorhandenen Bestandes durch, sondern trugen ein Bauprogramm, das, wie Wolfgang Braunfels aufwies,³ eine sonst in keiner italienischen Stadt anzutreffende »monumentale Achse« inmitten der Stadt durchsetzte, die vom Dom bis zum Palazzo Vecchio reichte, deren Bau »als Aufgabe der Staatsleitung verstanden« wurde.

Aber derlei republikanische Lebensformen wie das entsprechende Denken gerieten durch das Anwachsen fürstlich-despotischer Herrschaftsformen im späten 14. und besonders im 15. Jahrhundert in starke Bedrängnis. Im Kirchenstaat gelang es den Päpsten, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Herrschaft des Stadtadels weitgehend auszuschalten, und sogar im republikanischen Florenz erlangte das Bankiergeschlecht der Medici schon 1434 mit Cosimo de Medici eine unangefochtene Vorrangstellung, die dann von Lorenzo il Magnifico weiter ausgebaut wurde, bis mit dem Einmarsch der Franzosen

unter ihrem König Karl VIII. im Jahre 1494 das ganze System labilen Gleichgewichts zwischen den fünf größeren Mächten Neapel, Kirchenstaat, Florenz, Mailand und Venedig und den vielen kleinen Herrschaften in Italien zusammenbrach, für Florenz von diesem Jahre an bis 1512 wieder eine republikanische Verfassung ermöglichte, um dann zu nur noch stabilerer Herrschaft dieses Geschlechtes zu führen.

In der republikanischen Phase des 14. und frühen 15. Jahrhunderts priesen die Humanisten die Freiheit als obersten Wert und interpretierten sie als Freisein von äußerer Bedrohung und als Chance der gesamten Bürgerschaft, aktiven Anteil an der Regierung des Gemeinwesens zu nehmen. Ihr Anteil sollte institutionell durch einen Volksrat gesichert werden, der die politische Gleichheit der Bürger darstellte. Das Freiheitskonzept stand in engem Zusammenhang mit der Wiederentdeckung klassischer Werte. Insbesondere Petrarca, das Haupt des italienischen Humanismus, hatte das Ideal des römischen Rhetors Cicero vom *vir virtutis*, vom tugendhaft-tüchtigen Manne betont, in scharfer Ablehnung der im Mittelalter vorherrschenden und nach Luther bestimmenden Sicht des Kirchenvaters Augustinus von der völligen Verderbtheit der menschlichen Natur. Petrarca *vir virtutis* verkörperte eine Verbindung von Weisheit und Beredsamkeit, die den tapferen, kühnen Mann im Vollsinn ergab. Selbstverständlich stand dieser Mann mitten im öffentlichen Leben, er war der aus allen Gebieten menschlicher Aktivität herausragende Renaissance-Mensch. Noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war für spätere Humanisten wie Leonardo Bruni die öffentliche Tätigkeit höchste Form menschlichen Lebens in Übereinstimmung mit der aristotelischen Konzeption freiheitlicher Selbstregulierung der Bürgerschaft. Diese bürgerliche Freiheit sahen die Humanisten besonders durch die Parteibildung in den Städten gefährdet, die immer wieder zur Vertreibung und Dezimierung ganzer Bevölkerungsteile geführt hatte und keineswegs mit der alten Scheidelinie zwischen Ghibellinen und Ghelfen identisch war. Sie verurteilten auch in Übereinstimmung mit der griechischen Politiktradition von Platon und Aristoteles ein starkes Gefälle des Reichtums in der Bürgerschaft und waren sich der Schwierigkeit bewußt, die Einzelinteressen der Bürger auf das Allgemeininteresse auszurichten.

Wen kann es verwundern, daß mit dem Anwachsen fürstlich-despotischer Herrschaftsformen in Italien, die besonders Ergebnis raschen gesellschaftlichen, politischen und militärischen Wandels waren, viel Humanisten mit Anpassung reagierten? Sie zeigten nun viel geringeres Interesse am Grundwert der Freiheit, legten keinen besonderen Wert mehr auf die Gefahren der Parteibildung. Sie priesen nun Muße statt bürgerschaftlicher Partizipation, rückten dementsprechend den »göttlichen« Platon statt des »bürgerschaftlichen« Aristoteles in den Vordergrund; sie sahen nicht mehr großen Reichtum als Gefahr für das Gemeinwesen an, sondern verherrlichten in Florenz den Reichtum und Überfluß der Kaufleute, weil er die Voraussetzung für Freigiebigkeit und große Werke sei, und sie glaubten sogar in Vorwegnahme liberalistischer Vorstellungen, die intensivste Verfolgung der eigenen, höchst privaten Interessen führe unmittelbar zum Besten aller.

Wohl noch wichtiger war, daß der Kreis der Adressaten ihrer Schriften ausgewechselt

¹ Grundlegend zum italienischen Humanismus Q. Skinner, *The foundations of modern political thought*, Bd. I/II, Cambridge 1978.

² Einen ersten Zugang mit weiterer Literatur bei Fenske / Mertens / Reinhard / Rosen, *Geschichte der polit. Ideen*, Königstein 1981; ältere, aber wichtige Überblicke bei H. Maier u. a. (Hrsg.): *Klassiker des politischen Denkens*, München ⁵1979, behandelt sind Machiavelli, Morus, Luther.

³ *Abendländische Stadtbaukunst, Herrschaftsform und Baugestalt*, Köln ³1979, S. 52.

wurde: die späteren Humanisten schrieben nicht mehr für die Gesamtheit der Bürger, sondern für Fürsten und oder ihre Hofleute. Das bekannteste und im 16. Jahrhundert weitverbreitete Werk dieser Art wurde Baldassare Castiglione's »Hofmann«, das auch im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts verfaßt wurde, das mit der größten Fernwirkung jedoch Machiavelli's »Fürst«. Den Hauptzweck der Regierung verlagerten diese Humanisten von der Freiheit und Gerechtigkeit auf Sicherheit und Ordnung. Sie priesen wieder die Monarchie als die beste Staatsform. Sie veränderten auch das Konzept des tugendhaft-tüchtigen Mannes. Es hatte sich genau genommen um eine Summierung der antiken Haupttugenden der Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke und Mäßigkeit gehandelt, denen noch die christlichen Tugenden der Frömmigkeit und des Glaubens hinzugefügt wurden. Mithin grenzten sie das Konzept des *vir virtutis* auf die Fürsten ein und fügten konsequenterweise besondere »fürstliche« Tugenden hinzu, wie Freigebigkeit – natürlich auch gegen die abhängigen humanistischen Rat-Schreiber selbst –, Milde und Treue im Sinne des Worthaltens.

II.

Im frühen 16. Jahrhundert strahlte unter den Humanisten Europas der Stern des Erasmus von Rotterdam am hellsten. Wie Martin Luther ein Augustinermönch, war er aber aus materieller Not, Kränklichkeit und um sich ganz den Studien hingeben zu können, in das Kloster eingetreten, dem er bald wieder zu entkommen suchte. Er war ein Stadtmensch. In den städtisch hochentwickelten Niederlanden aufgewachsen, hielt er sich später vor allem in den Universitätsstädten Löwen, Freiburg und Basel auf, den Kontakt mit den Universitäten suchend. Durch sein ganzes Leben hindurch bemühte er sich, in unermüdlicher Herausgeber- und Schriftstellertätigkeit, das neugewonnene Bild der Antike mit seiner Vorstellung vom Christentum zu höherer Einheit zu führen. Als zeitweiliger burgundischer Rat schrieb er 1515 eine damals weitverbreitete Schrift »Die Erziehung des christlichen Fürsten« für die Brüder Ferdinand von Österreich und den späteren Kaiser Karl V., sein wichtigstes politisches Werk, in der er seine Sicht von der Erziehung und dem erforderlichen Verhalten des christlichen Fürsten verbunden mit den Zielen fürstlichen Regiments darlegte⁴ und ihr eine neuangefertigte Übersetzung der sog. »Fürstenrede«, der Rede des Nikokles des Isagoras, beifügte.⁵

Seine Sicht des christlichen Fürsten entfaltet Erasmus in vier sich steigernden Argumentationsschritten. Unter ständigem Blick auf das durch Aristoteles in der »Politik« gezeichnete Bild vom Tyrannen nimmt er die von diesem wie von Platon formulierte Lehre vom König auf, der sich um das Wohl aller, um das Gemeinwohl verzehrt⁶ und die »höchste

und vollkommenste Tugend« aufweist.⁷ Daher ist es »Pflicht des Herrschers, die übrigen Menschen an Untadeligkeit und Einsicht zu übertreffen«⁸ und dafür notfalls den eigenen Tod in Kauf zu nehmen: »Er höre, daß die Tugend reichlich ihren Lohn in sich selbst habe, daß es die Aufgabe eines guten Herrschers sei, für das Wohl des Volkes vorzusorgen, wenn es die Lage mit sich bringt, auch durch seinen Tod.«⁹ Die enge Verbindung von Tugend und Herrschaft führt auch, wie bei anderen Humanisten, zur Umformulierung des Adelsbegriffs. »Es gibt drei Arten des Adels: die eine entsteht aus der Tugend und dem rechten Handeln, die zweite aus der Kenntnis der angesehensten Wissenschaften, die dritte bezieht ihre Wertschätzung aus Ahnenbildern und Stammbäumen oder aus dem Vermögen.«¹⁰ Erasmus wagt es in dieser Schrift an König Karl, die revolutionsträchtige Forderung zu ziehen, daß die üblicherweise den Adel begründende dritte Art »überhaupt ein Nichts ist«, während die erste die höchste, »mit vollem Recht für die einzige Art des Adels gehalten werden kann.«¹¹ Niemals auch dürfe eine Trennung zwischen gutem Fürst und gutem Menschen erfolgen: »Es kann keinen guten Herrscher geben, der nicht gleichzeitig ein guter Mensch wäre.«¹²

Im zweiten Schritt greift Erasmus dann mehr auf Platon zurück und fordert die Einheit von Fürst und Philosoph. Gegen die Klage der Höflinge: »Du erziehst ja einen Philosophen, keinen Herrscher!«, wendet er ein: »Wer nicht ein Philosoph gewesen ist, kann kein Fürst, sondern nur ein Tyrann sein.«¹³ Im dritten Schritt finden wir eine weitere Steigerung, die für Erasmus charakteristische Vorstellung, es bedeute »im Wesen dasselbe, Philosoph und Christ zu sein.«¹⁴ Er nahm damit die alte Lehre der Alexandriner Origines und Clemens wieder auf, die Eusebios verbreitete und in der ganzen Patristik in der Gleichsetzung von christlicher Botschaft und *vera philosophia* bekannt war. Dies war bei Erasmus jedoch nur möglich, weil er eine von der herkömmlichen Auffassung des Christentums weit entfernte spirituelle, zugleich höchst praktische Vorstellung hatte, die er ausführlich schon in seinem »Handbüchlein eines christlichen Streiters« von 1500, niedergelegt hatte.¹⁵ In der »Erziehung« faßt er seine Sicht so zusammen: »Christ ist nicht, wer gebadet hat, nicht, wer gesalbt ist (d. h. getauft), nicht, wer an den Gottesdiensten teilnimmt, sondern wer Christus im Innersten seines Herzens umarmt und in frommen Taten sichtbar macht.«¹⁶

Die Konsequenzen für sein Konzept von Herrschaft sind außerordentlich: statt Macht-ausübung oder Machtkult und Staatsraison soll brüderliche Liebe gelten!¹⁷ Denn »da die Natur alle Menschen frei erschaffen hat und die Knechtschaft gegen die Natur eingeführt wurde, ... bedenke, wie unpassend es ist, daß ein Christ die Herrschaft über Christen usurpiert...«¹⁸ Wie Thomas von Aquino legt er letztlich einen zweifachen Herrschaftsbe-

⁴ in: *Erasmus von Rotterdam*, Ausgewählte Schriften, Darmstadt 1968, Bd. V.

⁵ Ausführliche Darlegung ihres Inhalts bei W. Jaeger, *Paideia*, Berlin 1973, S. 1021 ff.

⁶ S. 159, 167, 223.

⁷ S. 221.

⁸ S. 141.

⁹ S. 133.

¹⁰ S. 137.

¹¹ S. 137, 139.

¹² S. 221.

¹³ S. 135.

¹⁴ S. 135.

¹⁵ in: *Ausgewählte Schriften*, Darmstadt 1968, Bd. 1.

¹⁶ S. 141.

¹⁷ S. 199.

¹⁸ S. 195.

griff zugrunde, der Herr-Sein im Sinne des antiken Despoten, der die unumschränkte Macht des Hausvaters in seinem »Hause« ausschließt und sich an der Herrschaft freier Bürger in der griechischen Polis und ihrem Theoretiker Aristoteles orientiert. Deshalb ist unter Christen »die Herrschaft kein Ausüben der Macht, sondern ein Lenken« (*Principatus administratio est non imperium*).¹⁹ Das schließt natürlich Herrschaft durch Furcht völlig aus.²⁰ In deutlicher Abhebung von der heidnischen Antike schreibt er: »Bedenke immer, daß Herrschaft, Reich, Königtum, Majestät und Macht heidnische Wörter sind, nicht christliche. Christliche Herrschaft ist nichts anderes als Verwalten, Wohltun, Behüten.«²¹ Letztlich sollen sich Christen »untereinander nichts schuldig bleiben als gegenseitige Liebe.«²² Keiner wagte es wie Erasmus, das christliche Liebesgebot so konsequent auf alle, auch auf den Fürsten im Verhältnis zu seinem Volk zu beziehen!

Schließlich geht er noch einen Schritt weiter, indem er nach mittelalterlich-christlicher Tradition den Fürsten mit Gott als seinem »Archetyp« verbindet.²³ Es bedeutet für ihn die allerhöchste Anforderung: »Die christliche Theologie stellt in Gott vor allem drei Eigenschaften fest: die höchste Macht, die höchste Weisheit, die höchste Güte. Du mußt diese Dreieit im Verhältnis zu deinen Kräften verwirklichen.«²⁴ Daraus folgt, »sich um alle ohne Entgelt verdient zu machen, ohne Rücksicht auf Gewinn und Ruhm« und: der Fürst muß »in allen seinen Unternehmungen, nachdem er alle Gefühle ausgeschlossen hat, Vernunft und Urteilsvermögen« anwenden wie auch »im Vaterland die Macht« nur in Wohltaten sichtbar werden lassen.²⁵

Zwei weitere Argumente machen das Bild des christlichen Fürsten deutlicher. Sie sollen hier aufgeführt werden, weil sie von großer geschichtlicher Bedeutung wurden und in deutlicher Nähe zu heute vertretenen politischen Positionen stehen:

Erasmus sieht den König als ersten Diener des Volkes/Staates, weist ihm Pflicht zur aktiven Politik des Landesausbaus zu und führt neben den traditionelleren Grundzielen der Politik, nämlich Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit zu wahren und zu fördern, ausdrücklich als erstes Grundziel das »Glück (*felicitas*) des Volkes« an.²⁶ Die Forderung nach Hebung der allgemeinen Wohlfahrt, bes. auch des Wohlstandes des ganzen Volkes wird in diesen Glücksbegriff eingeschlossen.²⁷ Er schließt auch Minderheitenschutz ein, womit wohl die Juden gemeint waren. Zwar muß »er seine Bürger in erster Linie anerkennen, im übrigen sich aber um alle verdient machen, um die er es kann«, auch darf er sie nicht »durch Ungerechtigkeiten reizen.«²⁸ Und schließlich enthält er auch die Ablehnung der erschreckend grausamen Formen des damaligen Strafvollzugs, einschließlich der Todesstrafe für Diebe. Erasmus fordert vielmehr vom Fürsten die Beseitigung,

Unterdrückung oder zumindest Verminderung der Ursachen, aus denen »Untaten« entstehen.²⁹ Nur wenn der Fürst diesen Verpflichtungen ganz nachkommt, erwirbt und schützt er das, was den damaligen Fürstenratgebern so wichtig war, seine Würde, sein Ansehen, seine Erhabenheit.³⁰

Unerhört war jedoch in seiner Zeit die leidenschaftliche und grundsätzliche Verurteilung des Krieges. Seine Schilderung der Schrecken des Krieges nehmen den »Simplicissimus« vorweg, die Darstellung seiner inhumanen Folgen machen auch heute betroffen. Erasmus weist nicht nur die aristotelische Sicht des Bürgers in Waffen zurück, für den gilt: »Marschieren ist des Bürgers Pflicht«, seit der Französischen Revolution wieder gleichermaßen für Bürger der westlichen wie von Volks-Demokratien normativ, er wagt es sogar, die das ganze Mittelalter bestimmende, auf den Kirchenvater Augustinus zurückreichende Lehre vom gerechten Krieg rundweg abzulehnen.³¹ Das war, wenn wir die bisherige Bewertung des Krieges in humanistischen Kreisen bedenken, eine außerordentliche Tat. Die Verurteilung des Krieges, den er als Hauptschuldigen dafür betrachtete, daß seine Lieblingsvorstellung eines gesamt europäischen, christlichen Gemeinwesens ohne nationale Schranken nicht verwirklicht werden konnte, bedeutet ihm so viel, daß er nicht nur die großartige Schrift »Klage des Friedens« schrieb,³² sondern das letzte Kapitel dieses Werkes mit der Überschrift »Die Last des Krieges« versah. Für Erasmus gilt statt der Autorität des Augustinus die der Stoa, welche den Krieg als Brudermord verurteilt. Pazifisten und Friedensbewegung im kirchlichen Raum können sich auf Erasmus als einen Kronzeugen berufen.

In dieser Schrift treffen wir auf eine Vorstellung von Politik, die besonders auf den einzelnen Menschen in seinem jeweiligen Stand und Amte, also hier den Fürsten abhebt. Natürlich hat in ihrer Verwirklichung nach allgemein-humanistischer Tradition die neue Erziehungsmethode, die auf dem Studium griechisch-römischer Autoren aufbaut, das *studium humanitatis*, entscheidenden Anteil. Die spätere Entwicklung des modernen, freiheitlichen Staates wird jedoch nicht vornehmlich auf Tugenden des einzelnen Amtsinhabers gründen, so sehr eine demokratisch orientierte politische Kultur hierzu erforderlich bleibt, sondern den Blick besonders auf institutionelle Sicherungen lenken, um die politisch Führenden zu entsprechendem Verhalten zu veranlassen. Institutionelles Denken war Erasmus jedoch nicht ganz fern. Sogar in dieser Schrift zeigt er sich einmal bei der Betrachtung der Monarchie als unbedingt bester Staatsform unsicher, weil sie »Vollkommenheit in allen Tugenden« voraussetzt. Er meint dazu: »Da ich nicht weiß, ob er (der Herrscher) das jemals erreicht und ob das nicht eher ein Wunschtraum ist, so wäre es besser, wenn nur ein durchschnittlicher Herrscher vorhanden ist, wie es nun einmal

¹⁹ S. 175.²¹ S. 191.²⁰ S. 221.²² S. 199.²³ Vgl. E. v. Koerber, *Die Staatstheorie des Erasmus von Rotterdam*, Berlin 1967, S. 75 ff.²⁴ S. 151.²⁵ S. 155.²⁷ S. 333 ff.²⁶ S. 267.²⁸ S. 281.²⁹ S. 289.³⁰ S. 133.³¹ S. 343 ff.³² ebenfalls in Bd. V der Ausgewählten Werke.

menschlich ist, daß die Monarchie mit der Demokratie und Aristokratie vermischt würde, damit sie nicht zur Tyrannis entarte, sondern damit die Elemente sich gegenseitig im Gleichgewicht halten.«³³ Dem aufmerksamen Leser der Zeit zeigte diese Stelle jedoch, daß das Herz des Erasmus der gemischten, republikanischen Verfassung schlug. Er hatte ja auch schon gleich zu Beginn des Werkes die Wahl der Erbmonarchie vorgezogen und damit seine eigenständige Position markiert.³⁴

In das Zentrum seines politischen Wollens stellte er die Gemeinwohlelemente Friede und Gerechtigkeit, die er durch die Förderung nach Leben in einer Haltung tätiger Liebe, wie Christus sie lebte, übersteigerte. Dann folgen in abnehmender Bedeutung Wohlstand, Freiheit, Sicherheit, die alle zusammen »Glück«, felicitas, ermöglichen – während für Machiavelli die Werte Sicherheit und Freiheit Grundanliegen waren, wie wir später sehen werden. So verband Erasmus in seinem politischen Denken nicht nur griechische Traditionen des Platon, Isokrates, Aristoteles und Plutarch, die er immer wieder zitiert, und römische, besonders Ciceros, des Polybius und Senecas, sondern fügt sie mit seiner die spirituelle Komponente des Christentums betonenden Sicht zusammen zu einer neuen Einheit, die über den sich herausbildenden nationalen Gegensätzen Europas stand: ein europäisch gesinnter, pazifistischer Christ.

III.

Schon bald nach der Veröffentlichung seiner Schriften, insbesondere des »Fürsten«, wurde Machiavelli als Antipode des Erasmus gesehen. Zu seinem Leben kann hier nur ganz wenig gesagt werden. Machiavelli war Florentiner, eine für damalige Verhältnisse in Europa ungeheuer große Stadt von rund 120 000 Einwohnern, und im gleichen Jahr 1469 wie Erasmus geboren. Er erhielt als Sohn eines Juristen, der nicht zu den großen Geschlechtern der Stadt gehörte, eine humanistische und juristische Ausbildung, erlebte als Jugendlicher die religiös-populistische Herrschaft Savonarolas in Florenz, lernte auch während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Rom die Verhältnisse am päpstlichen Hof kennen und wurde 1498 mit 29 Jahren, vier Jahre nach der Vertreibung der Medici, Sekretär und Vorsteher der zweiten Staatskanzlei in Florenz, die auf dem Gebiet des Kriegswesens und der äußeren Angelegenheiten zu arbeiten hatte. In dieser Eigenschaft unternahm er viele Gesandtschaften nicht nur an den französischen Hof, sondern vor allem zu Cesare Borgia, dem Sohn des Papstes Alexanders VI., der für eine kurze Zeit den Prototyp des von Machiavelli dann geschaffenen Fürsten darstellte. Der Sturz der Republik im Jahre 1512 beendete auch die politische Laufbahn Machiavellis. Alle seine Hauptwerke entstanden nach diesem Zeitpunkt.

Die berühmteste Schrift Machiavellis, mit päpstlicher Druckerlaubnis veröffentlicht,

dann aber bald auf den Index librorum prohibitorum gesetzt, trägt den lapidaren Titel »Der Fürst« – vom christlichen ist nicht mehr die Rede. Mit ihr wollte er sich dem alten Herrscherhause empfehlen, denn Staatsdienst in möglichst hochpolitischen Angelegenheiten war sein Lebenselement.³⁵ Er übernahm darin viele Positionen der späteren italienischen Humanisten und insofern signalisiert auch dieses Werk den Bedeutungszuwachs fürstlich-despotischer Herrschaft in Italien. Doch beschritt er auch ganz neue Wege, auf die er nicht unerheblich stolz war: er formulierte die überragende Bedeutung von Macht und Gewalt im politischen Leben und gestaltete dementsprechend das herkömmliche Konzept der Virtus des Herrschers völlig um – eine beinahe kopernikanische Wende!

Macht und Gewalt waren im Italien seiner Zeit, in dem Herrschaften von einem Tag auf den anderen stürzten, Voraussetzung des Überlebens. Der florentinische Geist, der nach einer Formulierung Carlo Schmid's »sachlich, nüchtern, kausalitätsbesessen bis zum Zynismus sein konnte, und dem es eigen ist ... das wirklich Wirkende in den Dingen gegenüber der Welt unserer Wünsche, Gefühle und Ideale abzusetzen«,³⁶ fand in Machiavelli eine Verkörperung, die ihre Bedeutung erkennen und formulieren konnte. Er geht auf sie in drei Kapiteln seines Werkes ein und zieht sogar eine Verbindung zu dem nach klassischer Politiktradition entscheidenden Instrument der Gerechtigkeit, den Gesetzen, indem er ausführt: »Die hauptsächlichsten Grundlagen für alle Staaten, sowohl neubegründete, wie altererbte und zusammengesetzte, sind gute Gesetze und ein gutes Heer.« Und er fordert daher vom Fürsten: »Ein Fürst soll also kein anderes Ziel und keinen anderen Gedanken haben und sich in keiner andern Kunst üben als im Krieg und seinen Regeln und Erfordernissen. Denn das ist die einzige Kunst, die sich für einen Herrscher ziemt.«³⁷ Seine Untertanen soll er selbst – ohne Söldner – ins Feld führen.

Durch seine ausführliche Analyse von Macht und Gewalt im politischen Leben wurde Machiavelli zu einem der Urväter moderner Politikwissenschaft. Noch Max Weber definierte in seiner berühmten Rede »Politik als Beruf« von 1919 seinen höchst einflussreichen Politikbegriff als »Streben nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung, sei es zwischen Staaten, sei es innerhalb eines Staates zwischen den Menschengruppen, die er umschließt«,³⁸ nachdem er kurz vorher schon seinen zweiten politischen Grundbegriff, den Staat, mittels des »Monopols legitimer physischer Gewaltsamkeit«³⁹ definiert hatte. Er sollte noch viele Nachfolger finden.

Welche Motive aber bestimmten Machiavelli, Macht und Gewalt so zu betonen? Er betrachtete alles andere als sine ira et studio die Politik. »Der Fürst« will eine neuartige Anleitung dafür sein, wie man eine fürstliche Herrschaft neuer Art begründen und

³⁵ Der Fürst, übers. v. E. Merian-Genast, Stuttgart 1961.

³⁶ Carlo Schmid, Machiavelli oder Die Einheit von Esprit und Staatsführung, in: *Ders.*, Politik muß menschlich sein, München 1980, S. 253 f.

³⁷ S. 91.

³⁸ In der berühmten Rede »Politik als Beruf«, in M. Weber, Ges. Polit. Schr., München 1921, S. 397.

³⁹ ebd.

³³ S. 187.

³⁴ S. 113.

aufrechterhalten kann, nicht nur um die humanistischen Ziele Ehre und Ruhm zu erlangen, sondern vor allem, Italien gegen seine Nachbarn, die Barbaren, wie er sie nannte, stark zu machen, es zu einigen und zu neuer Blüte zu bringen.

Auch das Virtuskonzept veränderte er grundlegend. Wiederum widmete er dem Gegenstand mehrere Kapitel, um seine neuartige Sicht vorzutragen, die er auch als solche kennzeichnet. Er erfuh die abgrundtiefe Spaltung zwischen gelebter Wirklichkeit und den herkömmlichen ethischen Forderungen, die eher zum Untergang dessen führt, der »das, was man tut, aufgibt für das, was man tun sollte« und folgert konsequent: »Daher muß ein Fürst, der sich behaupten will, auch imstande sein, nicht gut zu handeln und das Gute zu tun und zu lassen, wie die Umstände erfordern.«⁴⁰ Zwar gesteht Machiavelli durchaus zu, daß es »höchst lobenswert wäre, wenn ein Fürst von allen aufgezählten Eigenschaften nur die besäße, welche für gut gelten«. Aber er muß verstehen, »am Guten fest(zu)halten, soweit es möglich ist, aber im Notfall vor dem Schlechten nicht zurückschrecken«. ⁴¹ Er stellt also das bisherige Virtuskonzept nicht völlig auf die Seite. Aber beim Fürsten ist ihm weitaus wichtiger, daß es durch Täuschung und Lüge den Menschen vorgegaukelt wird, denn im Ernstfall muß jenseits dieser Moralität gehandelt werden. Daher widerlegt er auch konsequent in aufeinander folgenden Kapiteln die bisherigen Fürstentugenden mit Beispielen besonders aus der römischen Geschichte und baut ein normatives Gegenkonzept auf, fordert statt Freigiebigkeit Knauserei, statt Milde Grausamkeit, statt Treue Wortbruch – wenn nötig.

Im 18. Kapitel steigert er den Fürsten in letzter Konzentration zu einer über-, ja unmenschlichen Kunstfigur, die dem Menschen überhaupt gegenübersteht und zugleich Mensch und Tier darstellen können muß. Die tierische Natur soll aus einer Kombination von Fuchs und Löwe als den Verkörperungen der List und Gewalt bestehen. Die Kunstfigur erlangt schließlich Selbständigkeit gegenüber ihrem Schöpfer Machiavelli und gerät zu einer von ihrem positiven Gegenbild, dem christlichen König völlig, losgelösten, perfektionierenden Fassung des alten Bildes vom Tyrannen, die als eine Art künstlicher Dämon, wie Dolf Sternberger nachwies,⁴² gar nicht mehr von Menschen ganz verkörpert, nur noch nachgeahmt werden kann und als ebenbürtige Partner keine Menschen mehr, sondern nur noch Fortuna kennt.

Weniger bekannt sind Machiavellis »Discorsi«, ein umfangreicheres Werk, in dem er politisch-historische Betrachtungen über die ersten zehn Bücher der römischen Geschichte des Titus Livius anstellt und das ihn als einen glühenden Vertreter der Freiheit in republikanisch organisierten Gemeinwesen ausweist, für ihn die Voraussetzung jeder wahren Größe.⁴³ Daher organisiert dieser Grundwert das ganze Werk. Das erste Buch

⁴⁰ S. 95.

⁴¹ S. 105.

⁴² in seinem großen Werk: *Drei Wurzeln der Politik*, Bd. I/II, Frankfurt 1978, in Teil I (= Text) bes. S. 220 ff.

⁴³ Ich benütze die Übersetzung von R. Zorn, Stuttgart 1977, zitiere aber nach Buch und Kapiteln.

zeigt, wie die Römer ihren Staat begründeten, die Könige absetzten und ein System republikanischer Freiheit schufen, das zweite, wie durch andauernde militärische Expansion die Freiheit des Volkes gesichert wurde, das dritte Handlungen der Menschen, die Freiheit und Größe Roms schufen, sicherten, neu belebten.

In diesem Werk kreist sein Denken also um den Zusammenhang von Freiheit und Größe des Gemeinwesens.⁴⁴ Sie werden durch vier Faktoren herbeigeführt, die wir als ein »magisches Quadrat« bezeichnen können, nämlich durch passende – institutionelle – Einrichtungen, durch entsprechende Gesetze, unverderbte Sitten des Volkes, zu denen auch als Grundlage Religiosität gehört und schließlich bedeutende Männer.⁴⁵ In Übereinstimmung mit starken Tendenzen seiner Zeit fordert er auch beständige Reformation, Rückkehr zu den Anfängen, die entweder durch »gute Einrichtungen oder treffliche Männer« hervorgebracht werden muß, nicht aber durch Gewalt, von der er sagt: »Wenngleich diese oft die beste Medizin ist, wie in Rom, so ist sie doch so gefährlich, daß sie keinesfalls wünschenswert sein kann.«⁴⁶

Um praktische Ratschläge gegen den Verlust der Freiheit geben zu können, untersucht er zuerst die Ursachen ihres Zerfalls, die römische Geschichte bietet hierzu das Anschauungsmaterial. Machiavelli nimmt den alten, bei jüngeren Humanisten verschütteten Gedanken wieder auf, daß bedeutender Reichtum einzelner Bürger die Freiheit und Tugend aller bedrohe, ein Gedanke, von dem wir schon hörten, daß er von allen bedeutenden Vertretern bürgerschaftlicher Selbstregulierung geteilt wird.⁴⁷ Ebenso lehnt er die Verteidigung des Gemeinwesens durch Söldner und Hilfstruppen ab, denkt über die Korruption des Volkes nach, die er als Versäumnis begreift, die individuellen Kräfte dem Gemeinwohl zu widmen – alles bekannte humanistische Positionen –, fügt jedoch hinzu, daß »Sittenverderbnis und Untauglichkeit zur Freiheit aus der Ungleichheit, die im Staat herrscht«, entsteht.⁴⁸ Der Sittenverderbnis geht er noch weiter nach und findet zwei Hauptursachen: den Ausschluß des Volkes aus einer aktiven Rolle bei der Führung der Regierungsgeschäfte, durch Verlängerung der Amtsperioden und des militärischen Kommandos, und er wagt es, beinahe in der Art Nietzsches, dem Christentum in seiner gegenwärtigen Gestalt eine verhängnisvolle Rolle bei der Unterdrückung der Ausbildung freiheitlich-republikanischer Charaktere wie auch die Hauptverantwortlichkeit für die politische Zersplitterung Italiens und seine Schwäche gegenüber ausländischen Mächten zuzuschreiben.

Mit dieser Überlegung sind wir schon bei den Mitteln zur Sicherung der Freiheit angelangt. Machiavelli nennt in Übereinstimmung mit anderen Humanisten, aber in teilweiser selbständiger Nuancierung vor allem die Begründung der Wissenschaft von der Politik auf das Studium antiker Schriftsteller, für ihn war die Geschichte die Lehrerin der Politik, des Lebens überhaupt. Er betont deutlich den großen Wert der Armut aller Bürger für ein Leben in Freiheit und lenkt den Blick auf den institutionellen und gesetzgeberischen

⁴⁴ Später nahmen dieses Thema bes. Montesquieu und Rousseau auf. ⁴⁷ I, 17.

⁴⁵ III, 1.

⁴⁸ I, 12.

⁴⁶ III, 25.

Bereich. Dabei übernimmt er nicht die weitverbreitete Wertschätzung der politischen Konstruktion der Republik Venedig, die ihm viel zu aristokratisch war, sondern orientiert sich an der expansionistischen Phase der Römischen Republik, vertritt äußerst dezidiert das Konzept des Bürgers in Waffen, in Uniform und legt schließlich besonderen Wert auf die Stärkung bürgerlichen Stolzes und des Patriotismus, der die besten Energien des Einzelnen auf das Gemeinwohl im Sinne optimaler Gewährleistung von Freiheit und Größe des Gemeinwesens richtet. Damit greift er deutlich auf das frühere, bürgerlich gefaßte Virtuskonzept zurück und lehnt die Konzentration der *virtus* auf den Fürsten ab, weitet sie vielmehr auf die Bürgerschaft als Ganze aus. Höchste *Virtu* wird mit aufopferndem Dienst am Gemeinwesen gleichgesetzt.

Ganz neue Wege beschritt Machiavelli mit den drei folgenden Gedankengängen. Gleich zu Beginn des ersten Buches führt er aus: »Ich behaupte, daß diejenigen, die die Kämpfe zwischen Adel und Volk verdammen, auch die Ursachen verurteilen, die in erster Linie zur Erhaltung der Freiheit Roms führten. Wer mehr auf den Lärm und das Geschrei solcher Parteikämpfe sieht, als auf deren gute Wirkungen, der bedenkt nicht, daß in jedem Gemeinwesen das Sinnen und Trachten des Volkes und der Großen verschieden ist und daß alle zugunsten der Freiheit entstandenen Gesetze nur diesen Auseinandersetzungen zu danken sind.«⁴⁹ Nicht nur Parteibildung also, sondern sogar der Ausdruck des Unwillens des Volkes durch Tumulte und Kriegsverweigerung sind ihm Vorgänge, die nicht nur nicht die Freiheit des Gemeinwesens bedrohen, sondern zur notwendigen Aufgabe der Integration des Gemeinwesens beitragen, welche die Politik zu allen Zeiten und überall zu leisten hat. Diese Sicht ließ schon damals manche erzittern, wie sie es auch heute bei uns tun würde...

Wir finden auch eine sehr eigentümliche Synthese expansionistischer, egalitärer und freiheitlicher Momente. Machiavelli weist so eindeutig darauf hin, daß die fortwährende Ausdehnung der römischen Republik an den Erhalt der Freiheit des Volkes gebunden war, daß der Eindruck entsteht, es sei ihm mindestens so sehr um Expansion wie Freiheit gegangen. Andererseits aber blickt er bewundernd auf die nicht zur territorialen Expansion bereiten deutschen Städte. An ihnen gefällt ihm besonders der geringe Handelsverkehr, damit verbunden ihre Sittenreinheit und vor allem, daß »sie keine Edelleute unter ihren Mitbürgern dulden«.⁵⁰ Er nennt da ganz deutlich die wahren Feinde bürgerlicher Freiheit: die Edelleute, unter denen er alle Menschen versteht, die »müßig vom Ertrag ihrer Besitzungen im Überfluß leben«, noch schlimmer aber sind »die, die außer den genannten Gütern auch noch über Burgen verfügen und Untertanen haben, die ihnen gehorchen«.⁵¹ »Diese Menschengattung ist der ärgste Feind jedes freien Zusammenlebens.«⁵² Eine schärfere Ablehnung des Adels jeder Art läßt sich nicht formulieren.

⁴⁹ I, 4.

⁵⁰ I, 55.

⁵¹ ebd.

⁵² ebd.

Dem letzten Punkt begegneten wir schon im »Fürsten«, der das Konzept der *virtus* vom herkömmlichen Tugendkatalog trennt, wenn nur auf diese Weise Freiheit, Sicherheit und Leben erhalten werden können. Aber Machiavelli war kein amoralischer Analytiker der Politik. Sein gut regierter Staat wird »auch immer sehen, daß der Herrscher sicher inmitten seiner zuverlässigen Bürger und die Welt in Frieden und Gerechtigkeit lebt; er wird den Senat geachtet und die Behörden mit den ihnen gebührenden Ehren bedacht sehen. Die Reichen genießen ihren Reichtum; Adel und Verdienst werden herausgehoben; überall herrschen Ruhe und Wohlstand. Es gibt keinen Streit, keine Zügellosigkeit, keine Bestechung, keinen Ehrgeiz. Es ist das goldene Zeitalter, wo jeder seine eigene Meinung haben und vertreten kann.«⁵³ Die *virtus* findet sich bei allen; die Religion spielt bei ihrer Aufrechterhaltung eine entscheidende Rolle. Verfall der Gottesdienste zeigt am deutlichsten den Verfall des Landes an.⁵⁴ Dementsprechend berufen sich auch alle außerordentlichen Gesetzgeber auf Gott, um die Durchsetzung ihres Werkes zu sichern.⁵⁵ Die *virtus* des großen Gesetzgebers kann ein Gemeinwesen neu aufbauen, wenn die *virtus* der Bürger verfallen ist.

Machiavelli wurde oft die Einstellung untergeschoben, die in dem berüchtigt nationalistischen Wort: »Gut ist, was dem Vaterland nützt!« enthalten ist. Aber selbst seine berühmt gewordene Forderung: »Wo es um das Wohl und Wehe des Vaterlandes geht, darf man nicht überlegen, ob es recht oder unrecht, mild oder grausam, löblich oder schändlich ist«,⁵⁶ darf nicht ohne die Fortsetzung des Satzes zitiert werden: »Man muß vielmehr jede Rücksicht beiseite lassen und darf nur die Maßnahmen ergreifen, die ihm Leben und Freiheit retten.« Die Suspendierung der humanistischen Normalethik erfolgte also nur um Leben und Freiheit willen, aber nicht, um ein jeweils bestehendes, auch höchst ungerechtes, tyrannisches Herrschaftssystem aufrechtzuerhalten. Machiavelli wurde damit zwar Lehrer der Staatsraison. Aber als amoralisch kann seine Politikvorstellung nicht denunziert werden, war sie doch untrennbar mit einer den Grundwerten Freiheit und Sicherheit verpflichteten, neuartigen Verantwortungsethik verbunden.

IV.

Während Erasmus heute nur wenige Leser findet, hat der Name des Thomas Morus in den verschiedensten Kreisen einen guten Klang. Die katholische Kirche sprach ihn vierhundert Jahre nach seinem Tode auf dem Schafott sogar heilig, Karl Kautsky schrieb eine Biographie, die ihn als Vor-Sozialisten bewunderte, und Ernst Bloch spendete hohes Lob: »zum erstenmal wurde hier Demokratie im humanen Sinn, im Sinne öffentlicher Freiheit

⁵³ I, 10. Hier besteht allerdings ein deutlicher Widerspruch zur sonstigen Wertschätzung der Armut der Bürger.

⁵⁴ I, 12.

⁵⁵ I, 11.

⁵⁶ III, 42.

und Toleranz mit Kollektivwirtschaft verbunden.«⁵⁷ Das Lob gilt seinem politischen Hauptwerk »Utopia«, von dem der Sozialwissenschaftler Thomas Nipperdey bemerkt, daß es »eine neue Phase des Wirklichkeitstranszendierenden Denkens und der politisch-sozialen Idealbildung« einleite.⁵⁸ Ganz anders interpretieren ihn jedoch Menschen, die das sowjetische KZ-System am eigenen Leibe erfahren haben. Alexander Solschenizyn sieht das berüchtigte Lager Workuta als »die Erfüllung von Thomas Mores Traum«⁵⁹ und der bedeutende Erforscher des KZ-Systems überhaupt, Kaminski, pflichtet ihm bei.⁶⁰ Wir betrachten hier die Schrift als einen grundlegenden Beitrag zum humanistischen Gespräch der Zeit, ohne auf die sehr divergierenden Interpretationsversuche näher eingehen zu können.⁶¹

Thomas Morus war Jurist und christlicher Humanist, Londoner Bürger, Freund des Erasmus von Rotterdam, mit Verbindungen zur asketischen Welt der Kartäuser, er vertrat beruflich die Interessen Londoner Kaufleute, gelangte schon 1504 ins englische Unterhaus und schrieb 1515 das Werk, das ihn so berühmt machen sollte, gerade als er sich entschloß, in königliche Dienste zu treten. Er brachte es bis zum Lordkanzler im Jahre 1529 und wurde hingerichtet, weil er die Loslösung der englischen Kirche von Rom nicht billigte und trotz Amtsverzichts dem König ein Ärgernis geblieben war.

Das berühmte Buch Utopia,⁶² d. h. Nicht- oder Nirgendort mit dem charakteristischen Untertitel: »Von der besten Verfassung des Gemeinwesens (respublica) und von der neuen Insel Utopia« gibt Gespräche wieder, die im Hause des Herausgebers zwischen einem Amerikafahrer Raphael und Morus selbst stattgefunden haben sollen. Das erste der zwei Bücher enthält eine vernichtende Kritik der gegenwärtigen zwischenstaatlichen Verhältnisse in Europa und besonders der inneren Englands. Der Bericht über die Verhältnisse auf der Insel bringt im zweiten Buch das positive Gegenbild, das Beispiel einer fundamentalen Neuordnung auf allen Gebieten menschlichen Lebens – meinte doch der humanistische Herausgeber (Petrus Aegidius), Utopia müßte eigentlich Eu-topia, Gut-Ort oder Heil-Ort heißen.

Das Gespräch beider Männer geht aus von der zunehmenden Häufigkeit von Diebstählen in England, die mit dem Tod durch Strang geahndet wurden und führt nach der Verurteilung dieser Praxis – wie schon Erasmus getan hatte – weiter zur Untersuchung der eigentlichen Ursachen, der Vertreibung der Bauern von ihrem Land durch die Umstellung (der Landlords) auf Schafweidewirtschaft, die Entlassung alter Bediensteter nach dem Tod

ihrer adeligen Herren und der Mittellosigkeit heruntergekommener Kriegsveteranen. Das Ergebnis sei eine Verelendung großer Bevölkerungskreise, die ihnen nur die schreckliche Alternative zwischen Verhungern und Diebstahl läßt. Die Massenhaftigkeit des Vorgangs weist nun nach Raphael auf eine tiefgreifende Störung der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse in England hin.

Entscheidend ist, daß weder an die Tugend der Herrschenden, noch an die Diebe appelliert wird, ihr Verhalten zu ändern, sondern die Vorschläge auf die Verhältnisse selbst, auf die sie prägenden Institutionen zielen. Sie beinhalten nicht nur Reformen in Teilbereichen, wie etwa der Landschaft oder der sozialen Versorgung von Alten und Veteranen, sondern wir finden die Forderung nach Totalreform der auf die Institution des Privateigentums gründenden englischen Gemeinschaft. Ähnlich zeigt die Unfähigkeit der Herrschenden, in Europa die Häufung von Kriegen zwischen sich christlich nennenden Staaten mit all ihren schrecklichen Folgen zu vermeiden, einen katastrophalen Zustand der zwischenstaatlichen Beziehungen auf, der ebenfalls völliger Neuordnung bedarf. Nötig wird also eine grundstürzende Neuordnung auf allen Gebieten menschlichen Lebens, zu dem sich Utopia als Vorbild anbietet. Zur Schilderung der dortigen Verhältnisse, die den Inhalt des zweiten Buches ausmachen, leitet die Diskussion eines in humanistischen Kreisen heftig diskutierten Problems über, ob und inwieweit es für Humanisten angesichts des Hoflebens möglich und sinnvoll sei, als Fürstenratgeber tätig zu werden. Entgegen allen Gepflogenheiten lehnt dies Raphael scharf ab.

Wie sieht Utopia aus? Lebensraum wie Lebensform sind Ergebnis rationalen Handelns. Die Insel wurde künstlich aus einer Halbinsel geschaffen und planvoll mit 54 Städten versehen, denen jeweils ein Rayon Land zugeordnet ist. Um die Entfremdung zwischen der Stadt- und Landbevölkerung zu verringern, erlernt jeder Bürger die Landwirtschaft und übt sie mindestens zwei Jahre in einem ländlichen Haushalt von nicht weniger als vierzig Personen aus, der in Erntezeiten von der dazugehörigen Stadtbevölkerung unterstützt wird. Die Bevorzugung der Geflügelwirtschaft und Getreideanbau nur zur Herstellung des Grundnahrungsmittels Brot – also keine Schnapsbrennerei! – wie neuartige Tierzuchtverfahren sichern nicht nur die Ernährungsbasis des ganzen Volkes, sie führen auch zu beträchtlichen Überschüssen, die ausgeführt werden. Auch die Hauptstadt, das Vorbild aller übrigen Städte, wird ausführlich geschildert: am Fluß gelegen, gegen Feinde kräftig bewehrt, rational durchgeplant mit einer Anordnung der Häuser, die entsprechend dem Lebensgefühl der Renaissance Stadtleben und Gartenkultur zu verbinden sucht: die Häuserzeilen umschließen eine Gartenzone, in der neben Wein, Obst und Gemüse vor allem Blumen angebaut werden.

Erinnern wir uns an den Dualismus republikanische-fürstliche Positionen im humanistischen Gespräch der Zeit. Welche Verfassung hat Utopia? Der knappe, aber deutliche Abschnitt »Von den Obrigkeiten«⁶³ zeigt uns eine Neukonstruktion, die auf den legendä-

⁵⁷ Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt 1977, S. 603.

⁵⁸ Thomas Morus, in: Klassiker des polit. Denkens I (s. A 2), S. 221.

⁵⁹ in: Der erste Kreis der Hölle, Frankfurt 1974, S. 307.

⁶⁰ Andrej J. Kaminski, Konzentrationslager 1896 bis heute. Eine Analyse, Stuttgart 1982, S. 49 ff. mit Hinweis auf das bedeutende Werk von I. R. Schafarewitsch, Der Todestrieb in der Geschichte. Erscheinungsformen des Sozialismus, Frankfurt / Berlin / Wien 1980.

⁶¹ knappe, hilfreiche Übersicht bei Skinner (s. A 2), Bd. I, S. 265 f.

⁶² zitiert wird nach der Übersetzung in K. J. Heinisch (Hrsg.), Der Utopische Staat, Reinbeck 1960.

⁶³ S. 53 f.

ren Begründer des Gemeinwesens, Utopos zurückgeht und bis in die Gegenwart, also über eineinhalb Jahrtausende in den Grundzügen unverändert blieb. Wir finden einen pyramidenförmigen, dreigliedrigen Aufbau, der entfernt an Rätssystemkonzepte erinnert: Grundeinheit sind patriarchalisch regierte Großfamilien. Sie wählen jährlich (!) Repräsentanten, die sich auch in eigenen Versammlungen treffen. Jeweils zehn von ihnen wählen wieder jährlich einen Senator, doch wird hier auf personelle Kontinuität geachtet. Auch alle übrigen Behörden kennen nur einjährige Amtszeit. Die 199 Senatoren bilden zusammen mit dem »Fürsten«, der in geheimer Wahl, auf Lebenszeit von den Senatoren, jedoch auf Vorschlag der Volksversammlung gewählt wird, den Senat, der als eine Art Versammlungsregierung arbeitet. Er bildet aber in sich nicht, wie es in den zeitgenössischen Republiken üblich war, einen »Kleinen Senat« als eigentliches Machtzentrum aus, sondern zieht demgegenüber täglich wechselnd Repräsentanten zur Regierungsarbeit hinzu. Jede bedeutende Angelegenheit kommt an die Versammlung der Repräsentanten, die wieder ihre Familienverbände konsultieren, unter sich beraten und ihr Votum dem Senat mitteilen. Hinzu kommt für Sonderfälle ein Großer Rat des Königreiches, aus Vertretern aller Städte gebildet.

Diese Konstruktion weist drei Besonderheiten auf. Es handelt sich erstens um ein radikal-republikanisches System, das sich an der demokratischen Phase der athenischen Verfassungsgeschichte und an germanisch-genossenschaftlichen Vorstellungen orientiert, ein Gegenbild der englischen Regierungsverhältnisse entwirft und hinsichtlich der Partizipationschancen der Bürger noch Machiavellis Vorstellungen weit übertrifft. Jährliche Wahlen, konkurrierende Institutionen, Rückverweisung von Entscheidungen an die Basis, Hinzuziehung von Bürgern zu Senatsgeschäften zeigen das Bemühen um politische Mobilisierung der Bürger. Als Zweck der Verfassung wird ausdrücklich die Verhinderung einer Tyrannei des Senats gegen das Volk genannt, dem dient auch das Verbot jeglicher politischen Betätigung außerhalb der bestehenden Institutionen.

Zweitens zeigt sich die Vorstellung von der Herrschaft der Vernunft, die zugleich Herrschaft humanistisch Gebildeter, tugendhafter Bürger darstellt, denn nur solche können hohe Positionen wie Fürst, Senator, Priester im Gemeinwesen einnehmen. Die traditionelle Stellung des Adels findet sich nicht mehr. Und schließlich bietet drittens die Utopia die Lösung des damaligen Verfassungsproblems Nr. 1 an, nämlich, wie kann die Verfassung auf Dauer gestellt, vor Umstürzen gesichert werden. Ihr Verfassungssystem überdauerte die in diesem Aspekt vorbildliche Römische Republik um ein Mehrfaches. Keine Zeichen des Verfalls zeigen sich, es fanden keine wesentlichen Veränderungen des institutionellen Gefüges, nur Umbenennungen statt. Damit durchbrechen die Utopier das eherne Gesetz des Kreislaufs der Verfassungen, das alle großen Theoretiker der Politik der Antike, Platon, Aristoteles, Polybios, Cicero für unentrinnbar gehalten hatten und später Machiavelli auch in den *Discorsi* vertrat.

Die Frage nach den Ursachen führt uns zurück zu ihrem Wirtschafts- und Sozialsystem. Auch hier treffen wir auf ein *Novum*, das in vielen Zügen an frühe, sozialistische

Kibbuzim erinnert. Keinerlei Privateigentum, sogar Häusertausch, Berufstätigkeit aller Männer und Frauen, alle waffengeübt, jeder erlernt Landwirtschaft und ein Gewerbe, Orientierung der Produktion am Bedarf, jeder erhält, was er nötig hat, nicht, was er will. Dadurch kann auf Privateigentum und Geldwirtschaft im Innern verzichtet werden. Kluge Arbeitsorganisation und sparsame Lebensführung, mit teilweise klösterlichen Zügen wie Einheitskleidung und gemeinsame Mahlzeiten, vermindern die Arbeitszeit auf täglich sechs Stunden entsprechend dem Ziel der Verfassung, »allen Bürgern möglichst viel Zeit von der körperlichen Fron für die Freiheit und Pflege des Geistes sicherzustellen«. Denn »darin liegt nämlich nach ihrer Meinung das Glück des Lebens«. ⁶⁴ Also für die gesamte Bevölkerung eine neuartige Verbindung von *otium* und *negotium*, Muße und Tätigkeit, kulturelle und politische Aktivitäten aller erst ermöglicht.

Das humanistische Bildungswesen der Utopier strebt lebenslanges Lernen an, beruht vornehmlich auf dem Studium antiker Autoren und bildet die Voraussetzung für hohe Positionen im Gemeinwesen. Sie interessieren sich auch erheblich für Naturwissenschaften, besonders Astronomie. Die an Vernunft und Lust im epikureischen Sinne orientierte Ethik anerkennt zwar Menschlichkeit als angemessenste Tugend, ⁶⁵ entbehrt aber nicht sehr rigoroser Züge, wenn sie z. B. härteste Zwangsarbeit für Ehebrecher vorsieht. Morus war christlicher Humanist, dies zeigt die Schilderung der Religionsverhältnisse: schon vor Kenntnis des Lebens und der Lehre Christi hingen sie einem toleranten Monotheismus an, übernahmen dann bereitwillig mehrheitlich das Christentum, nicht zuletzt wegen der gemeinschaftlichen Lebensführung, »die heute noch in den Kreisen der echtsten Christen üblich sei«. ⁶⁶ Die Utopier errichteten also, bevor sie vom Christentum überhaupt Kenntnis erhielten, das allerchristlichste Gemeinwesen! Höchste Vernunft und höchstes Christentum wurden in Übersteigerung erasmianischen Denkens eins. Auch später verblieben sie bei ihrer toleranten Auffassung in Religionsangelegenheiten, die auf Gewalt und Schmähung verzichtet, ohne einen Grundbestand an religiösen Überzeugungen aufzugeben.

Bei der Beurteilung der Kriege stehen sie zwischen Machiavelli und Erasmus. Sie verurteilen sie heftigst, halten sie für unrühmlich, führen sie aber nicht nur zur Verteidigung, sondern auch zur Erweiterung ihres Lebensraumes mit List, Betrug und möglichst fremden Söldnern, die sie durch Kriegsführung noch zu dezimieren suchen.

Abschließend hören wir noch einmal den Lobpreis Utopiens, verbunden mit schärfster Kritik an den bestehenden Staaten. Raphael erschüttert und empört das Elend des kleinen Mannes, die schreiende Ungerechtigkeit einer Welt, die ihn verbraucht und die er sogar einmal auf eine »Verschwörung der Reichen« ⁶⁷ zurückführt. Utopia ist deshalb »nicht nur das beste, sondern auch das einzige«, das »mit Recht den Namen eines ›Gemeinwesens‹ für

⁶⁴ S. 58.

⁶⁵ S. 71.

⁶⁶ S. 97.

⁶⁷ S. 108.

sich beanspruchen kann. Denn wo man sonst von Gemeinwohl spricht, haben es alle nur auf den eigenen Nutzen abgesehen; hier, wo es nichts Eigenes gibt, berücksichtigt man ernstlich die Belange der Allgemeinheit.«⁶⁸ Und er schließt mit der Erwartung, daß, nachdem die Utopier »bei sich neben sonstigen Lastern die Ehrsucht und die Zwietracht mit der Wurzel ausgerottet haben«, sie »Grundlagen von ewiger Dauer« für ihr Gemeinwesen geschaffen haben.⁶⁹

Die vernunftgemäße, beste, allerchristlichste Lebensform der Utopier radikalisiert also die Vorstellung der früheren und späteren italienischen Humanisten und besonders des Erasmus von Rotterdam. Bis zur letzten Konsequenz wurden die Schlußfolgerungen aus diesem Denken gezogen. Die Interdependenz aller Lebensbereiche und die Absicht, Gerechtigkeit vor allem als Gleichheit, als Gleichheit des Besitzes, des Rechtes, der Bildungs- und Partizipationschancen zu begreifen, ermöglichen den Bürgern des Landes die Chance wirklich glücklichen Lebens. Damit erklingt eine neue, zukunftssträchtige Saite im Konzept des Gemeinwohls. In Umrissen erkennen wir den modernen Wohlfahrtsstaat und erblicken vielleicht sogar manche Züge unserer eigenen Zukunft.

V.

Während alle bisherigen politischen Denker Bürger großer Städte waren, war diese Welt Martin Luther fremd. Mansfeld, Erfurt und Wittenberg waren kleine Orte, der Landesherr war nah. Wir stellen Luther an das Ende unserer Überlegungen, weil er als entschiedener Theologe nicht im Hauptstrom humanistischen Denkens stand und zum italienischen Humanismus kaum Verbindung aufnahm. Seine Lehre, wie Christen sich in der Welt verhalten sollen, ruht vielmehr konsequent auf den von ihm im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts herausgebildeten theologischen Grundpositionen, insbesondere auf der Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Bis 1523 formulierte er sie deutlich aus; er erweiterte sie in den frühen dreißiger Jahren, als Kaiser Karl V. die evangelische Lehre auch mit Kriegsgewalt unterdrücken wollte.

Zwei Grundgedanken bestimmten Luthers Lehre, wie Christen sich verhalten sollen. Unter heftigstem Tadel an den »tyrannischen« Praktiken der päpstlichen Kirche sprach er ihr jegliche Autorität und legitime Macht, das christliche Leben mit Gesetzen zu regieren, ab, und füllte das damit entstandene Regelungsdefizit durch die weltliche Autorität auf, deren Wirkungsbereich dadurch in einer für mittelalterliches Denken außerordentlichen Weise ausgeweitet wurde, während die Stärkung des landesherrlichen Einflusses auf die kirchlichen Verhältnisse im späten 15. Jahrhundert schon vorgearbeitet hatte. Luther erklärte die weltliche Obrigkeit nämlich für den gesamten Bereich von »Leib und Gut« als allein zuständig.

⁶⁸ S. 106.

⁶⁹ S. 108.

Die nähere Ausformulierung finden wir in der Lehre von den zwei Regimenten, d. h. Regierungsweisen Gottes und der sog. Zwei-Reiche-Lehre, die Luther als Schriftausleger, besonders des Römerbriefs entwarf, ohne in humanistischer Weise auf die weltlichen Schriften der Antike zu blicken. Danach »regiert Gott die Welt auf doppelte Weise«, nämlich »geistlich« und »weltlich«. »Darum hat Gott die zwei Regimenter verordnet: das geistliche, welchs Christen und fromm Leut macht durch den Hl. Geist, unter Christo, und das weltliche, welchs den Unchristen und Bösen wehret, daß sie äußerlich müssen Fried halten und still sein ohn ihren Dank.«⁷⁰ In deutlicher Anlehnung an seinen Ordensvater Augustinus versteht er unter »Reich Gottes« die Christen, also die wirklich Glaubenden und damit Gerechtfertigten, während zum »Reich der Welt« alle »Nichtglaubenden, die Sünder, in jedem Falle also alle Nichtchristen«⁷¹ gehören.

Von entscheidender Bedeutung war nun für Luther, daß beide Reiche und die ihnen entsprechenden Regimenter nicht vermischt werden, wie es in der alten Kirche der Fall war. Die wahren, gerechtfertigten Christen stehen nur unter dem geistlichen Regiment Christi, leben darin in allem den Forderungen der Liebe, brauchen also das weltliche Regiment gar nicht: »Und wenn alle Welt rechte Christen, das ist rechte Gläubige wäre, so wäre kein Fürst, König, Herr, Schwert noch Recht notwendig oder von Nutzen.«⁷² Damit führt Luther wie in der Lehre vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen ein starkes Element der Gleichheit ein, – aber dennoch unterstellt sich der Christ auch dem weltlichen Regiment, um dem Nächsten zu dienen.⁷³

Während der Christ als Christ wie bei Erasmus von Rotterdam dem Liebesgebot unterstellt wird, darf der wahre Christ doch auch das weltliche Schwert führen, aber nicht für die wahren Christen selbst: »Das Schwert soll kein Christ für sich und seine Sache führen noch anrufen, doch für einen andern kann und soll er's führen und anrufen, damit der Bosheit gesteuert und die Rechtschaffenen geschützt werden.«⁷⁴ Damit muß der wahre Christ nach zwei ganz verschiedenen Regeln leben: je nach Amt und Stand, als Fürst, Magistrat, Vater, Kaufmann und Soldat hat er nach anderen Maßstäben als denen, die für ihn als einzelnen Christen gelten, wo er als »Sünder vor Gott steht und die Liebe und Vergebung Gottes so weitergeben muß, wie er sie empfangen hat.«⁷⁵ Luther überwindet damit einfache gesinnungsethische Positionen, befreit die »Welt« von permanenter geistlicher Bevormundung, eröffnet damit freiheitlich-demokratischer Entwicklung für die weitere Zukunft eine Chance, übergibt sie jedoch für seine Zeit weitestgehend den traditionellen Obrigkeiten.

⁷⁰ Von weltlicher Obrigkeit, wieweit man ihr Gehorsam schuldig sei (1523), in: *M. Luther*, Ausgewählte Schriften, hrsg. v. K. Bornkamm und G. Ebeling, Bd. IV, Frankfurt 1982, S. 45.

⁷¹ O. H. Pesch, Einführung zu Luther, Mainz 1982, S. 230 f.

⁷² Obrigkeitsschrift, S. 43.

⁷³ ebd., S. 48 ff.

⁷⁴ ebd., S. 58.

⁷⁵ Pesch (s. A 71), S. 235.

Im dritten Teil der berühmten Obrigkeitsschrift von 1523 finden wir sogar einen kleinen Fürstenspiegel, der es uns ermöglicht, Luther auch in die humanistische Tradition, wie wir sie besonders bei Erasmus fanden, einzuordnen. Der Fürst solle nicht herrschen und mit Gewalt verfahren, nicht sich zum Nutzen sondern anderer Nutzen und Ehre regieren, und alles in Liebe treiben. Wir finden auch das patriarchalische Vorbild des Fürsten als Hausvater und die Forderung nach Regierung durch die Vernunft, die somit höchste Autorität für die Behandlung und Regelung irdischer Fragen erhält. Der Fürst solle sich Christus zum Vorbild nehmen und vor allem entsprechend der mittelalterlichen Auffassung vom König als Friedenswahrer und Hüter des Rechtes handeln. All das faßt er so zusammen: »Daß ein Fürst sich in vier Orte teilen soll. Auf's erste zu Gott mit rechtem Vertrauen und herzlichem Gebet. Auf's zweite gegen seine Untertanen mit Liebe und christlichem Dienst. Auf's dritte gegen seine Räte und Gewaltigen mit freier Vernunft und unbefangenen Verstand. Auf's vierte gegen die Übeltäter mit bescheidenem Ernst und Strenge.«⁷⁶

Auch Luther weiß, daß trotz seiner persönlich guten Erfahrungen mit Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen im allgemeinen die Fürsten nicht nur seiner Zeit ihren Aufgaben nicht nachkamen, sondern »im allgemeinen die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden sind«, »weshalb man sich bei ihnen allezeit des Ärgsten versehen und wenig Gutes von ihnen gewärtigen muß, besonders in göttlichen Sachen, die der Seele Heil angehen. Denn sie sind Gottes Zuchtmeister und Henker, und sein göttlicher Zorn braucht sie, die Bösen zu strafen und äußerlichen Frieden zu halten.«⁷⁷

Luther wurde oft als Fürstenknecht, als Prediger des Untertanengehorsams diskreditiert, denn er wendete sich mit äußerster Schärfe in Schriften von 1522 bis 1525 gegen Aufruhr, der nie Besserung der Verhältnisse bringe: »Denn Aufruhr hat keine Vernunft und geht überall mehr über die Unschuldigen als über die Schuldigen.«⁷⁸ Er läßt letztlich keinen legitimen politischen Widerstand der Untertanen gegen ihre Obrigkeit zu, nur Hinnehmen des Unrechts als Strafe Gottes für die Sünden. Das bedeutet aber keineswegs, daß er der Obrigkeit für jedes Verbrechen einen Freibrief ausstellte. In der gleichen Schrift antwortet er auf die Frage: »Wie, wenn dann ein Fürst unrecht hätte, ist ihm sein Volk auch schuldig zu folgen? Antwort: Nein. Denn gegen das Recht gebührt niemandem zu tun, sondern man muß Gott, der das Recht haben will, mehr gehorchen als den Menschen. (Apg. 5, 29)«⁷⁹ Als homo religiosus bezieht er das Widerstandsrecht freilich nur auf Dinge des Glaubens und der »Seele«, die nur Christus regieren darf. Aber auch damit führt er zumindest für diese Phase seines Denkens eine deutliche Begrenzung der Gehorsamspflicht gegenüber dem Staat, wie wir heute die »Obrigkeit« nennen müssen, ein, eine Begrenzung, die heutzutage in vielen Ländern der Erde keineswegs anerkannt wird.

⁷⁶ S. 82.

⁷⁷ S. 68.

⁷⁸ S. 25, in der Schrift: Eine treue Vermahnung.

⁷⁹ Obrigkeitsschrift, S. 81.

VI.

Blicken wir zurück, indem wir die verschiedenen Positionen politischen Denkens auf ihren Beitrag zu einer modernen Konzeption des Gemeinwohls bedenken. In Anlehnung an H. H. v. Arnim unterscheide ich in der Vorstellung vom gemeinsamen Wohl aller, dem Gemeinwohl, die Gemeinwohlgrundwerte Freiheit, Gerechtigkeit (Gleichheit), Frieden, Wohlstand und Sicherheit,⁸⁰ die gleichermaßen als politische Grundziele und Bewertungsmaßstäbe anzusehen sind, über deren allgemeine Anerkennung in einer westlich-demokratischen Gesellschaft Übereinstimmung bestehen sollte. Nach dieser modernen Gemeinwohlkonzeption ist es Aufgabe des politischen Prozesses, innerhalb eines rechtlich geregelten Institutionengeflechtes diese fünf in Spannung zueinander befindlichen Gemeinwohlgrundwerte im Hinblick auf die jeweilige geschichtliche Situation zu optimieren und zu verwirklichen, um hinreichende Voraussetzungen für das Glück der Bürger zu schaffen.

Der Blick auf die bisherigen Ausführungen zeigt, daß frühere und spätere italienische Humanisten eine Sicht des Politischen kennzeichnete, in der Freiheit als Abwesenheit äußerer Fremdbestimmung und Partizipationsmöglichkeiten der gesamten Bürgerschaft an der Bestimmung des politischen Willens der jeweiligen Gemeinschaft sowie Sicherheit im Sinne der gesicherten eigenen Machtposition und dadurch auch des eigenen (Über-) Lebens die grundlegenden Ziele und Bewertungsmaßstäbe waren. Während die früheren Humanisten dort besonders die Freiheit und darüber hinaus Gerechtigkeit und Aspekte bürgerlicher Gleichheit betonten, standen bei den späteren Sicherheit und Lebenssicherung eindeutig im Vordergrund. Machiavellis Werk nahm beide Traditionslinien auf und radikalisierte sie beide. Im »Fürsten« ging es ihm primär um Sicherheit/Leben der Herrschenden, wozu Macht und Gewalt ihm als wichtigste Instrumente galten. In den »Discorsi« nahmen Freiheit und Größe, durch territoriale Expansion im Wesentlichen herbeigeführt, den zentralen Platz ein, während die anderen Grundwerte wenig betont, und der Friede sogar verächtlich behandelt wurde. Als Antipode Machiavellis erwies sich Erasmus von Rotterdam: er überbot nicht nur den Grundwert der Gerechtigkeit durch seine Forderung nach (christlicher) Liebe, er führte Glück als integrierende Formel für Friede, Wohlstand, Sicherheit und ein recht geringes Maß an Freiheit ein. Thomas Morus wiederum betonte besonders Gerechtigkeit im Sinne von Gleichheit, auch Sicherheit und Freiheit und erkannte wie Machiavelli deutlich die Notwendigkeit, den Prozeß der Optimierung der Gemeinwohlgrundwerte durch ein geordnetes Zusammenspiel verschiedener Institutionen zu gewährleisten. Luther hingegen war die Gerechtigkeit des Menschen vor und durch Gott Grundanliegen mit der Konsequenz des Liebesgebotes für die (gerechtfertigten) Christen untereinander, während sie als Inhaber obrigkeitlicher Ämter

⁸⁰ H. H. v. Arnim, Gemeinwohl und Gruppeninteressen. Die Durchsetzungsschwäche allgemeiner Interessen in der pluralistischen Demokratie, Frankfurt 1977, bes. § 5 ff., S. 22ff. – auf eine nähere Präzisierung und Abgrenzung dieser Gemeinwohlgrundwerte muß hier verzichtet werden.

sich besonders um Friede und ein Mindestmaß an Gerechtigkeit bemühen sollten. Auch ihm war institutionelles Denken nicht fremd, doch standen ihm diejenigen traditionellen obrigkeitlichen Institutionen seiner Zeit am nächsten, bei denen sich das Schwergewicht auf den Fürstenstand verlagert hatte.

Die untersuchten Positionen politischen Denkens enthielten also durchaus einzelne Gemeinwohlgrundwerte, die auch schon im Blick auf die Zeit unterschiedlich gewichtet wurden. Keine jedoch umfaßte alle verbunden mit der Forderung ausdrücklicher Sicherung ihrer Optimierung und Verwirklichung in einem institutionalisierten politischen Prozeß. Wir trafen deshalb noch nicht auf das moderne politische Denken in seiner demokratischen und freiheitlichen Form. Doch konnten wir hier seine unmittelbaren Wurzeln greifen.

Vor allen Dingen ist es »das Gesicht« der Stadt, dessen Ausdruck eine Geschichte besitzt, dessen Mienenspiel beinahe die Seelengeschichte der Kultur selbst ist. Da sind es erst die kleinen Urstädte der Gotik und aller anderen Frühkulturen, die sich fast in der Landschaft verlieren, echte Bauernhäuser noch, die im Schatten einer Burg oder eines Heiligtums sich aneinander drängen und ohne Veränderung der inneren Form Stadthäuser werden, nur weil sie nicht aus der Umgebung von Feldern und Wiesen, sondern von Nachbarhäusern hervorwachsen. Die Völker der Frühkultur sind allmählich Stadtvölker geworden, und es gibt also ein spezifisch chinesisches, indisches, apollinisches, faustisches Stadtbild und wieder je eine armenische oder syrische, eine ionische oder etruskische, deutsche, französische oder englische Physiognomie der Stadt. Es gibt eine Stadt des Phidias, eine Stadt Rembrandts, eine Stadt Luthers.

Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1983, S. 664f.

Wilhelm Ribhegge

Thomas More: Utopia (1516) – Geschichte als Gespräch

Im Jahre 1516 erschien in Löwen, der heutigen belgischen Universitätsstadt, damals Sitz des soeben errichteten dreisprachigen – lateinischen, griechischen, hebräischen – Kollegs eine kleine lateinische Schrift des Londoner Juristen und Politikers Thomas More, die den Titel »Utopia« trug. Sie zählt bis heute neben Luthers Bibelübersetzungen und den Werken Shakespeares zu den am häufigsten gelesenen Schriften des 16. Jahrhunderts.

Utopia führt in die Zeit der Entdeckungen. Amerigo Vespucci hatte 1507 über seine »Vier Reisen«, so der Buchtitel, in die Neue Welt berichtet. Man war, zumal wer lesen konnte, neugierig geworden. Die Welt des christlichen Europa war kleiner und für denjenigen, der seine Umwelt wach beobachtete, in ihrer Bedeutung relativiert worden.

Man hatte nicht nur die bis dahin unbekannteren transatlantischen Territorien entdeckt, sondern weit mehr: neue »Lebensformen« – ein Begriff, den Jan Huizinga in seiner Studie »Herbst des Mittelalters« von 1919 im Blick auf die Niederlande und Frankreich faszinierend beschrieben hat. Gegenüber den Lebensweisen in Politik, Kultur, Technik, Religion, Gesellschaft und Wirtschaft in Europa, das sich selbst als »Christenheit« verstand – die Verwendung des Begriffs »Europa« war damals noch nicht üblich¹ –, waren Alternativen sichtbar geworden, die man aufmerksam zu studieren begann. Ein soziologisches Interesse entstand, das die eigene europäische Gesellschaft nicht nur relativierte, sondern auch der Kritik unterwarf.

Das historische Milieu, aus dem heraus die »Utopia« entstand, muß noch aus einer anderen Perspektive beschrieben werden. Die Entdeckungen des 15./16. Jahrhunderts bezogen sich nicht nur auf die Geographie der damaligen Welt, sondern zugleich auf die eigene europäische Vergangenheit und Geschichte. Seit 1453, seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, waren zahlreiche griechische Gelehrte und Gebildete nach Westeuropa gekommen, besonders nach Oberitalien.

Wer etwas auf sich hielt, lernte jetzt nicht nur Latein, sondern auch Griechisch, um lesen zu können, so in seiner Jugend und Studienzeit auch Thomas More, 1478 als Sohn eines Londoner Richters geboren.² Die ausgezeichnete Biographie von Chambers über More

¹ Vgl. H. Gollwitzer, *Europabild und Europagedanke*, München 1964, 2, S. 49.

² Der englische Theologe und Humanist John Colet hatte nach einer zweijährigen Studienreise nach Italien in Oxford exegetische Vorlesungen über die (griechischen) Briefe des Apostels Paulus eingeführt, sich dann aber, da sich die Universität als zu provinziell erwies, nach London begeben und dort mit Unterstützung Thomas Mores eine eigene Schule, St. Paul, gegründet. (R. W. Chambers, *Thomas More* (dt.), München 1947, S. 107. (engl.: London 1935).

von 1935 hat die Einzelheiten und die Dramatik seines Lebens sorgfältig herausgearbeitet. 1968 erschien die Biographie »The Field is Won. The Life and Death of Saint Thomas More« von Reynolds und 1979 die neueste deutschsprachige Biographie über Thomas More von Peter Berglar, betitelt »Die Stunde des Thomas Morus. Einer gegen die Macht.«

Platons Schriften waren im 15. Jahrhundert wieder bekannt geworden und vor allem: sie wurden wieder gelesen. More war nicht nur mit Augustinus' »De civitate dei«, sondern auch mit Platons »Politeia« vertraut. Erasmus von Rotterdam, seit Jahren mit More befreundet, brachte 1516 eine griechische Ausgabe des Neuen Testaments heraus, auf die sechs Jahre später Martin Luther seine deutsche Übersetzung stützte. Das Weltbild der damaligen europäischen Intellektuellen, Humanisten, wie sie genannt werden, war unverkennbar offener geworden, mehrdimensional, wenn man will: nicht nur in bezug auf die geographischen Horizonte, sondern zugleich bezogen auf die historische Vertikale.

Noch etwas anderes kam hinzu: Das Bücherschreiben und -edieren wurde Selbstzweck. Seit einigen Jahrzehnten war ein europäischer Buchmarkt entstanden. Der eine oder andere konnte bereits, wie Erasmus von Rotterdam, aus Veröffentlichungen seinen Lebensunterhalt bestreiten. Mit dem Büchermarkt entstand der Markt der Gedanken. Man schrieb mit Vergnügen nicht nur Bücher, sondern auch Briefe. Von Erasmus beispielsweise sind uns über 3000 Briefe überliefert. Man schrieb nicht mehr im Stil schwerfälliger theologischer Traktate. Utopia ist in einem Atemzug mit dem »Narrenschiff« Sebastian Brants von 1494 und dem »Morias enkomion«, dem »Lob der Torheit« des Erasmus von 1511 zu nennen, das er im Sommer 1509 während seiner Reise – zu Pferd und zu Schiff – aus Italien kommend über die Alpen, rheinabwärts über den Kanal nach England schrieb und im Haus Thomas Mores in London fertigstellte, dem diese liebevoll-bissige Satire gewidmet war.

Es ist die Welt Dürers, Cranachs, Holbeins in der Kunst; die Welt Luthers, Melancthons, Colets, Cranmers, Lefèvre d'Étaples, Ximenes de Cisneros unter den religiösen Reformern; die Welt Wolseys, Cromwells, Busleydens, Gattinaras, Willibald Pirckheimers unter den Politikern. Natürlich können im folgenden nur knappe Ausschnitte aus dieser historischen Szenerie gezeigt werden, oder um eine Formulierung des französischen Morus-Forschers Germain Marc'hadour in seiner Synopse »L'univers de Thomas More. Chronologie critique de More, Erasme et leur époque« von 1963 aufzugreifen: »La nécessité de me limiter m'a sans doute amené, plus d'une fois, à des choses arbitraires. Il faudrait pouvoir se mettre dans le peau de More pour contempler l'Univers sous même angle que lui.« Aber dieses »sich in die Haut« einer historischen Persönlichkeit zu versetzen ist nur begrenzt realisierbar.

In einem Brief an Ulrich von Hutten vom 19. Juli 1519 beschreibt Erasmus die Persönlichkeit seines Freundes Thomas More: Er sei ein Mann von mittlerer Größe und einer angenehmen Erscheinung, seine Haut sei hell, das Gesicht gelegentlich etwas rosig. Er habe dunkelblonde Haare und blaue Augen. Sein Blick sei frei und liebenswürdig, neige zum Lächeln und sei, wörtlich, »mehr auf Herzlichkeit als auf Ernst und Würde

gestimmt«. Die rechte Schulter hänge etwas herab, zumal wenn er gehe. More stehe jetzt (1519) im Alter von fast 40 Jahren. Über die Art seines mitmenschlichen Umgangs heißt es: »Allem Menschlichen, das ihm begegne, weiß er eine angenehme Seite abzugewinnen, auch sehr ernsten Dingen. Hat er es mit Gebildeten und Verständigen zu tun, so freut ihn der Geist, bei den Ungelehrten und Einfachen genießt er ihre Schlichtheit. Selbst an Erznarren stößt er sich nicht, in einer wunderbaren Gewandtheit weiß er sich jeder Geisteshaltung anzupassen.« Über Mores intellektuelle Fähigkeiten bemerkt Erasmus: »Kaum dürfte jemand gekonnter improvisiert sprechen als er... Bei Disputationen ist er der Scharfsinn selbst, so daß er oft selbst den berühmtesten Theologen Schwierigkeiten schafft, wenn er mit ihnen streitet.³ Dieses Urteil scheint von anderen geteilt worden zu sein. Der englische König Heinrich VIII. bemühte sich seit einigen Jahren, More als Berater an seinen Hof zu ziehen. Aber More hatte lange Zeit gezögert. Er fürchtete um seine Unabhängigkeit und machte sich wenig Illusionen über die Willkür und Launen seines Monarchen. Diese inneren Vorbehalte gegen die Übernahme des öffentlichen Amtes finden sich auch in den einleitenden Zeilen der »Utopia« selbst.⁴

An dieser Stelle überschneiden sich Text und Biographie des Verfassers der Utopia. Entgegen den hier geäußerten Bedenken hat sich Thomas More später doch zum Eintritt in den königlichen Dienst drängen lassen – dieser Teil seiner Biographie ist ja bekannt: Er wurde Speaker des Unterhauses, schließlich von 1529–1532 Lord Chancellor, der erste Laie in dieser Funktion in England. Nach seinem Amtsrücktritt 1532 wurde er in die Auseinandersetzungen um die Ehescheidung Heinrichs VIII. von Katharina von Aragon, einer Verwandten Kaiser Karls V., sowie um die Suprematsakte, die kirchliche Lösung Englands von Rom, hineingezogen. More hielt sich zurück und schwieg, verweigerte damit eine öffentliche Zustimmung. Diese Zurückhaltung kostete ihm das Leben. Er wurde nach einem Pseudoprozess am 6. Juli 1535 hingerichtet. Seine letzten Worte sind uns überliefert: »The King's servant, but God's first«: »Der Diener des Königs, aber zuerst der Diener Gottes.« Seitdem ging von der Persönlichkeit Thomas Mores, der es ablehnte, sich bedingungslos den neuen politischen und gesellschaftlichen Konventionen seiner Zeit und seines Landes zu unterwerfen, immer wieder, auch in späteren Jahrhunderten, eine eigenartige Faszination aus.⁵

³ The Complete Works of St. Thomas More, Bd. 4: Utopia, hg. v. E. Surtz S. J. u. J. H. Hexter, New Haven / London 1965, S. 56.

⁴ Die Bedenken, als Berater eines Fürsten zu dienen, werden so formuliert: »Nempe a principe bonorum, malorumque omnium torrens in totum populum velut a perenni quodam fonte promanat.« – »Gießt sich doch vom Fürsten ein Sturzbach gleichsam alles Guten wie Bösen auf das gesamte Volk herab wie von einer nie versiegenden Quelle.«

⁵ Eine Parallele zu dem Leben und Ende Thomas Mores läßt sich zu dem Schicksal »Boethius« (ca. 480–524 n. Chr.) ziehen, der gleichfalls literarisch-philosophisch gebildet leitender Politiker war. Aufgrund falscher Beschuldigungen zum Tode verurteilt, verbrachte er vor der Hinrichtung längere Zeit im Gefängnis. Hier schrieb Boethius, um seine Verzweiflung zu bekämpfen, die »Condolatio philosophiae« (»Trost der Philosophie«): eine Schrift, die über Generationen hinweg zum philosophi-

Keiner seiner Zeitgenossen, meinte Thomas Stapleton 1580 in einer der ersten Biographien über More, habe dessen Leistungen überzeugender gewürdigt als der Lutheraner und bekannte sächsische Schulreformer Johannes Rivius aus Attendorf, der 1545 im zweiten Buch seiner Abhandlung »De conscientia bonae mentis« schrieb: »More war nicht nur ohne Tadel, sondern er diente auch seinem Fürsten jahrelang und treu, ja er war der loyalste seiner Berater. Aber derselbe Fürst ließ ihn seine Kräfte im Amt verbrauchen, bestrafte ihn mit Gefängnis und schließlich mit dem Tod.« »Ist das der Preis«, fragte Rivius, »für die Leistungen eines vornehmen Menschen?«⁶

Vierhundert Jahre nach seinem Tod, 1935, wurde More von Papst Pius XI., einem Historiker, kanonisiert. Die »Boldšova Sovjetskogo Ensiklopedija«, die Moskauer Große Sowjetenzyklopädie, nennt More in der zweiten Auflage respektvoll: »angliskij mycitel gumanist, odin iz osnovopolozniki utopisiceskova socialisma« – »englischer Denker, Humanist, einer der Begründer des utopischen Sozialismus«. Schon auf die Zeitgenossen Mores im 16. Jahrhundert muß die Utopia anregend gewirkt haben. So befand sich unter den Büchern, die der erste Bischof von Mexiko, der Franziskanerpater Juan de Zumárraga, von Spanien mit nach Amerika nahm, ein Exemplar der Utopia.⁷

schen Trostbuch des Mittelalters wurde und beispielsweise von dem englischen König Alfred (849–899) ins Altenglische und von dem St. Gallener Mönch Notker »Labeo« (950–1022) ins Althochdeutsche übertragen wurde. Boethius klagte: »Et ego quidem bonis omnibus pulsus dignitatibus exutus, existimatione foedatus. beneficium supplicium tuli.« – »So habe ich, aus allen meinen Gütern vertrieben, meiner Würden entkleidet, in meinem Ruf geschändet, für Wohltat das Todesurteil davongetragen.« (Boethius, Trost der Philosophie. Lat.-deutsch, München 1981, S. 27).

⁶ Stapleton (s. A 36) S. 225; vgl. *Germain Marc'hadour*, L'Univers de Thomas More. Chronologie critique de More, Erasme et leur époque. 1477–1536, Paris 1963, S. 529 – Johannes Rivius (geb. 1. 8. 1500 in Attendorf, gest. 1. 1. 1553 in Meißen) hatte die Schule des Attendorner Ortsgeistlichen Tilmann Müllers besucht, der mit der Münsteraner Schulreform Rudolf von Langens zusammenarbeitete. Trotz schwacher Gesundheit studierte Rivius bereits mit 16 Jahren an der Universität Köln. Später übernahm der lutherische Humanist Schulstellen in Sachsen (Zwickau, Marienburg, Schneeberg, Freiberg) und die Schulaufsicht über die neuen sächsischen Fürstenschulen (Gymnasien). Rivius verfaßte zahlreiche literaturwissenschaftliche, pädagogische und theologische Lehrbücher, darunter textkritische Arbeiten zu Terenz, Cicero und Sallust. Weitverbreitet war sein Handbuch »De iis disciplinis, quae de sermone agunt, ut sunt Grammatica, Dialectica Rhetorica libri XVIII, Leipzig 1539, in dem er die Verwendung der deutschen Muttersprache im Unterricht anregte. Zu seinen Schriften über die christliche Ethik zählt auch die Schrift über das Gewissen (»De conscientia bonae mentis libri tres, Leipzig 1541, N. Wolrab), in dem sich die zitierte Bemerkung über Thomas More findet. Der Pädagoge Rivius, der es zu persönlichem Ansehen und bürgerlichem Wohlstand für seine Familie gebracht hatte, vertrat die Haltung seines sowohl frommen wie weltbejahenden christlichen Lebensstils, der Fleiß, Leistung und Wohlbefinden miteinander verbindet. Diese lebensbejahende Haltung spricht auch aus seinen Schriften »De felicitate Germaniae« (»Über das Glück Deutschlands«). Rivius zählte zu der zweiten Generation der (bereits etablierten) lutherischen Reformer. Seine theologischen Schriften, die auch in England verbreitet waren, zeichneten sich durch menschliche Wärme und Nähe aus (Vgl. *Georg Müller*, Johannes Rivius, ADB 28 (1889), S. 709–713).

Humanisten wie More und Erasmus wünschten sich eine politisch-religiös und geistig aufgeklärte Gesellschaft, aber nicht den konfessionellen Streit, der in den nächsten Jahrzehnten entstehen sollte. Sie hofften auf eine offene, moderne lebens- und bildungsfreudige Zeit und glaubten, daß die jungen Monarchen, die vor kurzem an die Regierung gelangt waren – der achtzehnjährige Heinrich VIII. 1509 in England, der einundzwanzigjährige Franz I. 1515 in Frankreich und der sechzehnjährige Karl V. 1516 als Herzog von Burgund und König von Spanien und drei Jahre später als deutscher Kaiser – sich zu einer solchen aufgeklärten Politik bereitfinden würden.⁸

Der nüchternste unter den Humanisten war wohl Thomas More, auch in seiner Utopia. More hat übrigens das Wort Utopia selbst geprägt und in unser Vokabular eingeführt. Doch hatten die Humanisten, deren Zahl vielleicht 1000 bis 2000 in einem Europa von 50 Millionen betrug (in Deutschland und Frankreich lebten damals jeweils etwa 15 Millionen Menschen, in England 3 Millionen, in Spanien und Burgund jeweils 6 Millionen), wohl eine Chance. Allerdings verfaßte fast zur gleichen Zeit, wie More seine Utopia, 1513 in Florenz der dortige Stadtsekretär Machiavelli eine kleine, später gleichfalls berühmt gewordene Denkschrift, »Il principe«, in der er auf dem Hintergrund der jüngsten Erfahrung französischer und deutscher Einfälle in Italien die Möglichkeit einer gewaltfreien Politik verwarf und in offen erklärtem politischem Pessimismus eine Lehre zur erfolgreichen Anwendung der Gewalt entwickelte.

Verglichen damit war die Utopia in einem politisch sehr viel milderen Klima entstanden. More war 1515 in die Niederlande, nach Flandern, gesandt worden, um einen Handelsvertrag abzuschließen. Man verhandelte in Brügge. Die Verhandlungen verliefen schleppend. Nach vier Monaten legte man eine Pause ein. More reiste in der Zwischenzeit in das nicht weit entfernte Antwerpen, damals bereits eine der bedeutendsten Handelsstädte Europas mit etwa 25 000 Einwohnern, Umschlagplatz von Waren aus den neuentdeckten Überseeländern, die über Spanien nach Antwerpen kamen. Hier traf sich More häufiger mit dem ihm befreundeten Stadtsekretär von Antwerpen, Peter Gilles. Aus diesen persönlichen Gesprächen entstand die Idee zur Niederschrift der Utopia. Bis zu diesem Punkt befinden wir uns auf historisch genau verifizierbarem Gelände. Einen Teil der Utopia verfaßte More

⁷ R. Konezke, Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft (Fischer Weltgeschichte Bd. 22), Frankfurt 1965, S. 266.

⁸ Erasmus mahnt in einer Denkschrift von 1516 den späteren Kaiser Karl V., sich darauf zu besinnen, daß die Politik sich ausschließlich an dem Wohl der Bevölkerung zu orientieren habe, der Einfluß der Höfe zurückgeschraubt werden müsse, sich Adel nicht in Ahnengalerien, sondern nur in der Leistung zeige. Was Erasmus vortrug, war ein eher bürgerliches Verständnis der Politik, vor allem appellierte er leidenschaftlich an die Fürsten, jene politische Aktivität zu unterlassen, die er als mittelalterliches Relikt ansah: den Krieg, zumal den Krieg wegen Grenzstreitigkeiten. Die Humanisten glaubten in jenen Jahren optimistisch an eine bessere Zukunft: *Erasmus von Rotterdam*, Institutio principis christiani 1516, in: Ausgewählte Schriften Bd. 5, Darmstadt 1968, S. 112–357.

übrigens noch in Antwerpen, den anderen nach seiner Rückkehr in London. Der Text liegt uns heute in der 1965 von Surtz und Hexter herausgegebenen neuesten Edition der Werke Mores durch die Yale University vor.⁹

Bei der ersten unbefangenen Lektüre der Utopia fällt es schwer, zu unterscheiden, ob es sich um eine Beschreibung realer Zustände, um die literarische Form einer Satire oder um die Vision einer idealen menschlichen Gesellschaft handelt. Historisch nachprüfbar Fakten und Irreales werden nahtlos ineinander verwoben. Am Anfang der Schrift, die aus Gesprächen und Erzählungen besteht, wird jedenfalls ein Faktum berichtet: »Henricus eius nominis octavus ... me legavit in Flandriam.« – »Heinrich VIII. sandte mich nach Flandern.« Aber schon bald verflüchtigt sich die Realität in Vorstellung. More sagt: »Eines Tages hatte ich in der Marienkirche an dem Gottesdienst teilgenommen und wollte gerade von dort in meine Wohnung zurückkehren, da sehe ich Peter zufällig im Gespräch mit einem Fremden, einem älteren Mann mit sonnengebräuntem Gesicht, langem Bart. Der Mantel hing nachlässig von der Schulter herunter. Seinem Aussehen und seiner Kleidung nach war er sein Seemann.«¹⁰ Peter Gilles macht More mit diesem Fremden bekannt. Er heißt Raphael Hydlodeus und ist einer der Begleiter Amerigo Vespuccis auf dessen Reisen nach Übersee gewesen. Hier beginnt das Irreale der Erzählung. Denn die geheimnisumwitterte Person des Raphael ist natürlich erfunden. Tatsache aber ist, daß Vespucci viermal den Atlantik überquerte und auf einer dieser Reisen eine Gruppe von 24 Mann zurückgelassen hatte, die die fremden Länder erforschen wollten. More kannte offensichtlich die Reiseberichte Vespuccis, seine Leser kannten sie natürlich auch. So eingeführt wird Raphael die Aufgabe zugewiesen, als Sprecher des Autors zu figurieren. Denn More selbst hält sich, aus guten Gründen, zunächst zurück.

Die Erzählung der Utopia berichtet, daß sich More, Peter Gilles und jener Raphael in die Herberge Mores zurückziehen und sich im Garten auf eine Rasenbank setzen. Raphael beginnt, von seinen Eindrücken aus Politik und der fernen Gesellschaft zu berichten. Man kommt schnell ins Gespräch. Peter Gilles zeigt sich von Raphael und dessen Kenntnissen beeindruckt; er rät ihm, er solle in den Rat der Fürsten eintreten; er könne ja unschätzbare Ratschläge geben. Aber Raphael winkt ab, nein, seine bisherigen Erfahrungen mit der europäischen Politik seien äußerst schlecht, ja er müsse offen sagen, daß er selbst in England – der Heimat seines Gastgebers – vor einigen Jahren im Hause des Erzbischofs von Canterbury und damaligen Lord Chancellor John Morton von schweren politischen und sozialen Mißständen gehört habe. Zur Erklärung müßte hier eingefügt werden, daß More selbst einen Teil seiner Jugend im Haus eben dieses John Morton verbracht hat.

⁹ Utopia, hg. v. Surtz-Hexter (s. A 3), S. 46.

¹⁰ Utopia (s. A 3), S. 48: »Hunc cum die quadam in templo divae Mariae... rei divinae interfuisse, atque peracto sacro pararem inde in hospitium redire, Petrum forte colloquentem video cum hospite quodam, vergentis ad senium aetatis, vultu adusto, promissa barba, penula neglectim ab humero dependente qui mihi ex vultu atque naclerus esse videbatur.«

So wechselt jetzt unvermittelt die Szene. Durch die Erzählung des Raphael befinden wir uns auf einmal jenseits des Kanals in England, erfahren von einer Diskussion im Haus des Erzbischofs vor dem Regierungsantritt Heinrichs VIII. Es ging um das englische Strafrecht, die Strafe für Diebstahl, nämlich die Todesstrafe. Ein englischer Jurist verteidigt sie als berechtigt. Raphael äußert schwere Bedenken. Übrigens belegt auch in Deutschland die Carolina, das Strafgesetzbuch, das der Reichstag 1532 verabschiedet hat, Einbruchs- und Rückfallsdiebstahl mit der Todesstrafe.¹¹ Die sozialen Sitten waren noch ziemlich rauh in Europa.

Raphael fragt jene Engländer im Haus des Erzbischofs, ob es nicht sinnvoller sei, die Ursachen, die die Leute zum Diebstahl treiben, zu beseitigen, anstatt diese gleich aufzuhängen. Seien unter ihnen nicht auch Kriegsveteranen aus solchen Kriegen, die England selbst geführt habe? 1492 hatten englische Truppen, wenn auch vergeblich, versucht, das französische Calais zu besetzen; 1497 war eine Rebellion in Cornwall niedergeschlagen worden. More läßt seinen Sprecher Raphael die Kritik an den britischen Verhältnissen fortsetzen und verstärken. Stelle nicht auch der Adel mit seinem ritterlichen Anhang und Gefolge eine Gruppe von Drogen dar, die von der Arbeit anderer Leute lebten und sich nur dadurch vor dem eigenen wirtschaftlichen Ruin schützten, daß sie ständig ihre Pachtgaben erhöhten?¹²

Und das ritterliche Gefolge? Verstünden diese Leute irgendeine andere Form zum Erwerb des Lebensunterhaltes als die, im kriegerischen Aufputz, das Schwert an der Seite, mit blasierem Gesicht einherzuzustolzieren, über die Leute aus der Nachbarschaft die Nase zu rümpfen, ohne selbst wie jene imstande zu sein, mit Hacke und Spaten sich den spärlichen Lebensunterhalt der Armen zu verdienen?¹³ Und, so fährt Raphael fort, gebe es, genauer betrachtet, zwischen den Soldaten und Dieben überhaupt einen Unterschied? Seien nicht die Söldnertruppen und stehenden Heere – die jetzt überall in Europa, zumal in Frankreich, aufkommen – nichts anderes als Diebe, die ihr Gewerbe als wirtschaftliches Unternehmen betrieben? Seien sie nicht geradezu zu Raubzügen gezwungen, um, wie bereits Sallust bemerkt habe, nicht aus der Übung zu kommen?

¹¹ Vgl.: »Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. von 1532 (Carolina), hg. u. erl. v. G. Radbruch, Stuttgart 1960, S. 102f., § 160: »... Wo aber der dieb zu solchem diebstahl gestigen oder gebrochen, oder mit waffen... gestolen hett, so hett er damit wie abgemelt, das leben verwirkt.« – § 162: »Item aber wird jemandts betretten, der zum dritten mal gestolen het, und solcher dreifachtiger diebstal, mit gutem grundt als von erfahrung der warheyt gesatz ist, erfunden würd, das ist eyn merer verleumder blieb, und auch eynem vergewaltiger gleich geacht, und soll darumb, nemlich der man mit dem strang, und die fraw mit dem wasser oder sunst inn andere weg, nach jedes landts gebrauch vom leben zum todt gestrafft werden.«

¹² »Tantus est ergo nobilium numerus, qui non ipsi modo degant ociosi tanquam fuci laboribus aliorum, quos puta suorum praediorum colonos augendis redditibus ad vivum usque radunt.« (Utopia, hg. Surtz-Hexter [s. A 3], S. 62).

¹³ ebd.: »Solitus sit accinctus acinace ac cetra, totam viciniam vultu nebulonico despicere et contemnere omnes prae se. haudquaquam ideneum fore, qui cum ligone ac marra, maligna mercede ac victu parco, fideliter inserviat pauperi.«

Diese Kritik richtet sich gegen den ritterlichen Adel, für dessen kriegerische Funktion jetzt am Ausgang des Mittelalters kein Bedarf mehr bestand. Er war, wie More durch Raphael zu verstehen gibt, überflüssig geworden. Das Problem stellte sich natürlich nicht nur in England, die gleiche Erscheinung fand sich damals auch in Deutschland, beispielsweise auch in unserer Region, in Westfalen. Auch hier wuchs der Überdruß der Bauern und Städter an dem arbeitslosen, allmählich proletarisierenden Rittertum, wie es 1474 von Werner Rolevinck in seiner »laus Westphaliae« beschrieben wird.¹⁴

Raphael führte in seinem Bericht noch aus, warum Teile der englischen Bevölkerung in die Armut und damit zum Diebstahl getrieben würden: An vielen Orten begannen die landbesitzenden Herren, weltliche wie geistliche, größere landwirtschaftliche Flächen einzuhegen – es handelte sich um die auch heute noch für die englische Landschaft charakteristischen Hecken –, um Schafzucht zu betreiben. »Eure friedlichen Schafe«, sagt Raphael, »fangen an, Menschen, Äcker, Häuser zu verschlingen, ja selbst Dörfer zu verwüsten und zu entvölkern.«¹⁵ Selbst Kirchen würden in Schafställe umgewandelt. Es handelte sich hier um die Politik der sogenannten »enclosures«. Die Preise für Wolle waren Ende des 15. Jh. erheblich gestiegen. Dadurch wurde die Schafzucht für den, der Land besaß, ein lukratives Gewerbe. Sie brachte zudem, woran es dem Adel häufig fehlte, Bargeld in die Familienschatullen. Wer geschäftstüchtig war, stellte sich auf die Bedingungen der neuentstandenen Geld- und Handelswirtschaft um. Wolle wurde der wichtigste englische Exportartikel, Aber dieser Vorgang hatte eine soziale Kehrseite. Bauern und Pächter verloren ihre Erwerbsgrundlage für das bescheidene Leben ihrer Familien. 1517 setzte das englische Unterhaus eine Untersuchungskommission ein, die die Vorgänge überprüfen sollte. Das Gewissen der Nation war erstmals wachgerüttelt worden, ohne daß aber Entscheidendes geschah.¹⁶ Raphael selbst kommentierte den Vorgang der »enclosures« folgendermaßen: »So hat eine kleine habgierige Minderheit eure Insel, die früher durch die natürlichen Bedingungen so glücklich war, in ein Desaster gebracht.«¹⁷ Denn diese Minderheit beherrschte als ein Oligopol die Wollpreise, die für die breiteren Schichten des Landes immer unerschwinglicher würden. So gesehen sei die Todesstrafe für Diebstahl zu hart und unangemessen. Der Verlust an Eigentum bei dem einen könne nicht

mit dem Verlust des Lebens bei dem anderen aufgewogen werden. Nicht einmal die mosaische Gesetzgebung des Alten Testaments verfare mit solcher Grausamkeit.

Bei diesem Stand des Antwerpener Gesprächs wirft More nochmals die Frage auf, ob es nicht doch sinnvoll sei, wie es schon Plato geraten habe, wenn Philosophen Könige würden oder Könige, d. h. die Politiker, Philosophie studierten? Aber Raphael hat gleich das Gegenargument parat. Man möge sich vorstellen, er selbst habe die Aufgabe, im Kabinett des französischen Königs mitzuberaten. Statt Franz I. – wie man es dann von ihm erwarte – zu raten, Mailand und Neapel in Italien, oder Flandern, Brabant und Burgund zu erobern oder sogar den Blick auf England zu werfen, die Schotten zu einem Aufstand gegen die englische Krone zu ermuntern – genau hier lagen die Streitpunkte, die die fürstlichen Herren Deutschlands, Englands und Frankreichs im Laufe des 16. Jahrhunderts bewegten – würde er, Raphael, raten, der König solle im eigenen Land bleiben und dies nur gut verwalten und zu blühendem Wohlstand bringen. Würde man ihn – bei solchen Ratschlägen gegen eine Eroberungspolitik – nicht gleich wieder aus dem Kabinett jagen? Nein, es gebe nur eine Methode zum Erfolg: die indirekte. Bereits Plato habe ein eindrucksvolles Bild dafür gefunden, warum sich vernünftige Menschen aus der Politik heraushalten sollten: »Sie sehen nämlich, wie das Volk auf die Straßen strömt und ununterbrochen von Regengüssen durchnäßt wird, können es aber nicht dazu bewegen, sich vor dem Regen in Sicherheit zu bringen und in die Häuser zu gehen. Weil sie aber wissen, daß sie, wenn sie auch auf die Straße gehen, nichts weiter erreichen, als daß sie selbst mit einregnen, so bleiben sie im Hause und sind damit zufrieden, wenigstens selbst in Sicherheit zu sein, wenn sie schon fremder Torheit nicht steuern können.«¹⁸

Woher aber kamen die Übel, fragt sich Raphael, in der bestehenden Gesellschaft: dadurch, so die Antwort, daß Geld und Privateigentum die zwischengesellschaftlichen Beziehungen bestimmen und damit nur ein bestimmter Personenkreis – Raphael meint, es seien die Schlechteren –, der sozial begünstigt werde: Das Beste falle damit immer den Schlechtesten zu, das Glück werde nur unter wenige verteilt; der Rest führe ein elendes Dasein.¹⁹

Aber an diesem Punkt hakt Mores Utopia ein. Raphael lehnt das Privateigentum und das Geld als Grundlage der Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse ab, fordert stattdessen die Gleichheit des Besitzes, um den sozialen Frieden zu sichern. Denn leider

¹⁴ Vgl. A.-K. Hömberg, Westfälische Landesgeschichte, Münster 1968, S. 193; Werner Rolevinck, De laude antiquae Saxoniae nunc Westphaliae dictae, lat. u. dt., hg. H. Bücker, Münster 1953, S. 203–213 (das Kapitel: »De excusanda patria nostra«).

¹⁵ »Oves... vestrae, quae tam mites esse, tamque exiguo solent ali (nunc, uti fertur), tam edaces atque indomitae esse coeperunt, ut homines devorent ipsis, agros, domos, oppida vastent, populentur.« (Utopia, hg. Surtz u. Hexter [s. A 3], S. 65 f.).

¹⁶ C. S. L. Davies, Peace, Print and Protestantism 1450–1558 (The Palatin History of England Bd. 4) St. Albans 1977, S. 129 u. S. 247–253; D. C. Coleman, The Economy of England 1450–1750, Oxford 1977, S. 39–41.

¹⁷ »Ita qua re vel maxima felix haec vestra videbatur insula, jam ipsam paucorum improba cupiditas vertit in perniciem.«

¹⁸ Utopia, hg. Surtz-Hexter (s. A 3), S. 102: »Quippe cum populum videant in plateas effusum assiduis imbribus perfundi, nec persuadere queant illis, ut se subducant pluviae, tectaque subeant, gnari nihil profuturos sese exeant, quam ut una compluantur, semet intra tecta continent habentes satis, quando alienae stultitiae non possunt mederi, si ipsi saltem sint in tuto.«

¹⁹ Utopia, hg. Surtz-Hexter (s. A 3), S. 102: »Quanquam profecto mi More (utea vere dicam, quae meus animus fert) mihi videtur ubiconque privatae sunt possessiones, ubi omnes omnia pecuniis metiuntur, ibi vix umquam posse fieri, ut cum Republica aut juste agatur, aut prospere, nisi vel ibi sentias agi juste, ubi optima quaeque perveniunt ad pessimos, vel ibi feliciter, ubi omnia dividuntur in paucissimos, nec illos habitos undecunque commode, caeteris vero plane miseris.«

seien auch Fürsten gezwungen, den Vermögenden Ämter zu übertragen, die zweckmäßigerweise an andere mit größeren Fähigkeiten vergeben werden sollten. So entstehe nun die Überbewertung von Geld und Privateigentum, jener unglückliche Zirkel, unter dem die Politik Europas leide. Unverkennbar hatte More hier einen neuralgischen Punkt der entstehenden modernen Gesellschaft getroffen. Dem Plädoyer Raphaels für die Gleichheit der Eigentumsverhältnisse begegnet More selbst mit einem Gegenargument: Könne man sich wirklich dort wohl fühlen, wo Gütergemeinschaft herrsche? Würde überhaupt noch jemand arbeiten, wenn es keinen Anreiz zur Arbeit gäbe? Käme es nicht zu dauernden gewalttätigen Auseinandersetzungen, wenn das, was sich der Einzelne erworben habe, nicht auch als Eigentum geschätzt werde?²⁰ Hätten die Behörden überhaupt noch eine Autorität, wenn unter den Menschen kein Unterschied mehr bestehe?

Die Antwort, die Raphael findet, ist etwas verblüffend. Er widerlegt das Argument nicht, sondern verweist auf die Verhältnisse in der von ihm besuchten Insel Utopia. Die dortige Bevölkerung, das zeige ihre lange Geschichte, habe durch Fleiß und Leistung mehr zustandegebracht, als die tüchtigen Engländer, bei allem Respekt vor dem Stand ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse und Fähigkeiten. Übrigens seien die Utopier in ihrer über tausendjährigen Geschichte immer so klug gewesen, von den Errungenschaften fremder Völker zu lernen, ja selbst von den Engländern, wenn diese als Schiffbrüchige an den Küsten Utopias gelandet seien.

Hier bricht der pädagogische Impetus der Utopia durch. Es gibt tatsächlich einen Weg, die Gesellschaft zu verbessern: durch Lernen, nicht durch Umsturz und Gewalt. Das ist das politische Rezept, das die kleine Schrift enthält. Aber sind die Europäer des Jahres 1516, zumal die Engländer Thomas Mores wirklich lernbereit? Das bleibt zweifelhaft. »Denn während sich die Utopier«, sagt Raphael ironisch, »schon bei der ersten Berührung mit uns unsere nützlichen Erfindungen aneignen, wird es dagegen lange dauern, bis *wir* irgendeine Einrichtung übernehmen, die bei ihnen besser ist als bei uns. Dies halte ich auch für den Hauptgrund dafür, daß trotz unserer geistigen und materiellen Überlegenheit ihr Staat dennoch klüger verwaltet wird und glücklicher aufblüht.«²¹

Mit diesem Appell an den Stolz des alten Europa schließt das erste Buch, und der Leser

²⁰ Ein ähnliches Argument für die Erhaltung des Privateigentums findet sich übrigens auch in dem Essay von *Sigmund Freud*, *Das Unbehagen in der Kultur* (1930), hier zitiert nach einer Textausgabe von 1964 (Frankfurt), S. 151: »Ich habe nichts mit der wirtschaftlichen Kritik des kommunistischen Systems zu tun, ich kann nicht untersuchen, ob die Abschaffung des privaten Eigentums zweckdienlich und vorteilhaft ist. Aber seine psychologische Voraussetzung vermag ich als haltlose Illusion zu erkennen. Mit der Aufhebung des Privateigentums entzieht man der menschlichen Aggressionslust eines ihrer Werkzeuge, gewiß ein starkes, und gewiß nicht das stärkste.«

²¹ Utopia, hg. *Sirtz-Hexter* (s. A 3), S. 109: »Et ut illi ano statium congresso quicquid a nobis commode inventum est, fecerunt suum: Sic diu futurum puto, priusquam nos accipiamus quicquam quod apud illos melius quam nobis est institutum. Quod unum maxime esse reor in causa, cur quum neque ingenio neque opibus inferiores simus eis, ipsorum tamen res quam nostram prudentius administratur et felicius efflorescat.«

kann im zweiten Buch das Lernmodell Utopia genauer studieren. Bevor die drei Gesprächspartner ihre Unterhaltung fortsetzen, gehen sie zu Tisch. In der Unterhaltung des Nachmittags, wiederum im Garten, gibt Raphael dann seine Beschreibung der überseeischen Insel Utopia. Es handelt sich dabei im Text um das zweite Buch der Utopia. Utopia heißt übrigens, wörtlich übertragen, »Nirgendwo« (»Nicht-Ort«, »Un-Ort«). An der Insel – jedenfalls ihrer geographischen Gestalt – fällt die Ähnlichkeit zur Heimat Mores, England, selbst auf. »Die Insel der Utopier«, so heißt es, »dehnt sich in der Mitte, wo sie am breitesten ist, zweihundert Meilen weit aus, ist eine weite Strecke lang nicht viel schmaler und spitzt sich dann gegen die beiden Enden hin allmählich zu. Die Küsten bilden einen wie mit dem Zirkel gezogenen Kreisbogen von fünfhundert Meilen Umfang und geben der ganzen Insel die Gestalt des zunehmenden Mondes.«²²

In frühgeschichtlicher Zeit soll die Insel nicht vom Festland getrennt gewesen sein. Der Begründer des Inselstaates, Utopos, habe ehemals, nach der Eroberung des Landes, einen Graben von 15 Meilen ziehen lassen. Er sei es auch gewesen, der die Inselbevölkerung zum erstenmal auf ihren hohen Bildungsstand gebracht habe. Die Insel zählt 54 Städte, »alle weiträumig und prächtig«. Sprache, Sitten, Einrichtungen, Gesetze der Inselgesellschaft sind homogen. Der Stolz der Utopier sind ihre Städte. Sie werden vom Land versorgt. Stadt und Land stehen nicht im sozialen Gegensatz. Es besteht vielmehr eine Art Symbiose. Übrigens wurde – im Vergleich dazu – in dem geschichtlichen Europa des 16. Jahrhunderts der Gegensatz zwischen Stadt und Land, Bürgern und Bauern, Kaufleuten und Adel, immer ausgeprägter, also ein der Utopia entgegengesetzter Vorgang.

Die Hauptstadt der Insel Utopia ist »Amaurotum«, sie ähnelt unverkennbar der englischen Hauptstadt London. Denn durch Amaurotum fließt der Fluß »Anydros«, der wiederum der Themse ähnelt. Es heißt von dem Fluß: »auf der ganzen Strecke zwischen der Stadt und dem Meere und noch einige Meilen oberhalb der Stadt zeigt sich alle sechs Stunden der Einfluß von Ebbe und Flut an der Strömung des Flusses. Wenn das Meer bis zu dreißig Meilen weit eindringt, füllt es das ganze Bett des Anydros mit seinen Wogen und drängt den Fluß zurück, dann verdirbt es auch dessen Wasser beträchtlich darüber hinaus mit seinem Salzgehalt. Darauf gewinnt allmählich das Süßwasser wieder die Oberhand.«²³ Wie London besitzt Amaurotum eine steinerne Brücke über den Fluß. Amaurotum ist, wie die meisten mittelalterlichen europäischen Städte, mit einer Mauer und einem Graben umgeben.

Gleichfalls findet sich der mittelalterliche Städtebau in dem utopischen Amaurotum wieder. Die Häuser sind schmuck, ihre Lage und blockweise zusammenhängende Reihe übersieht man von der gegenüberliegenden Häuserfront aus. Der Abstand zwischen den beiden Häuserfronten beträgt zwanzig Fuß, also sechs Meter. Jedes dieser Häuser – die anderen Städte auf Utopia sollen ähnlich gebaut sein – hat eine Pforte, die zu einem Garten

²² *K. J. Heimisch* (Hrsg.), *Der utopische Staat*, Reinbek/Hamburg 1960, S. 48.

²³ *Heimisch* (s. A 22), S. 51.

auf der Rückseite führt. Die Utopier lieben ihre idyllischen Gärten. Sie ziehen in ihnen Wein, Obst, Gemüse und Blumen, »von solcher Pracht und Schönheit«, sagt Raphael, »daß ich niemals etwas Üppigeres und zugleich Geschmackvolleres gesehen habe«. Die Stadtteile stehen dabei in einem Wettkampf um die gepflegtesten Gärten zueinander. Lewis Mumford hat in seinem Buch »The City in History« 1961 darauf aufmerksam gemacht, daß an dieser Stelle das Bild der mittelalterlichen Klein- und Mittelstadt – bevor sie selbst verbaut wurde – idealisiert wird,^{23a} gewissermaßen ein Vorläufer der modernen Gartenstadt.

Die politische Struktur der Städte in Utopia: jeweils dreißig Familien wählen sich einen Vorstand. Alle zweihundert Vorsteher einer Stadt wählen in geheimer Abstimmung aus vier von den Stadtteilen benannten Kandidaten einen Bürgermeister auf Lebenszeit, die übrigen städtischen Beamten werden jährlich gewechselt. Die politischen Angelegenheiten berät der Rat der Stadt, gelegentlich eine Volksversammlung. Beschlüsse des Rats werden immer erst einen Tag nach der Beratung gefaßt, um sich vor überhitzten Debatten zu schützen. Die Größe einer solchen Stadt müßte nach den gemachten Angaben bei etwa 6000 Haushalten liegen.

Das Kernstück von Utopia ist die Organisation des Lebensunterhalts, des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens. Zunächst einmal erlernen sämtliche Inselbewohner gemeinsam ein Handwerk, Männer und Frauen: die Landwirtschaft. Hinzu kommt, nach Auswahl, ein zweites, gewerbliches Handwerk: Tuchmacher, Leineweber, Schlosser, Schmiede, Zimmerleute. Größere Unkosten für die Kleidung entstehen nicht, da alle Bewohner ähnlich, vor allem schlicht, gekleidet sind. Die Stoffe sind meist aus Leinen oder Wolle. Die Kleidung wird von den Familien selbst gefertigt. Was die Berufswahl angeht, so erlernen die Kinder in der Regel das elterliche Handwerk. Familiäre Bindungen spielen in Utopia eine wichtige Rolle.

In einem Punkt sind die Utopier sehr empfindlich: es gibt keinen Müßiggang bei ihnen.²⁴ Allerdings lehnen sie es auch ab, daß man sich von morgens bis abends wie ein Lasttier abmüht. Die Utopier scheinen, was die Regelung der Arbeitszeit angeht, eine ebenso verblüffende wie einfache Lösung gefunden zu haben. Man arbeitet nur sechs Stunden am Tag. Das war für das frühe 16. Jahrhundert – jedenfalls für die arbeitenden Bevölkerungsschichten – ungewöhnlich, ja möglicherweise gar nicht machbar, wenn man sich seinen täglichen Lebensunterhalt sichern wollte.

Wie kam diese utopische Lösung des Arbeitsproblems zustande? Morgens und nachmittags wird jeweils drei Stunden gearbeitet, dazwischen liegt eine ausgedehnte Mittagspause, die nicht nur für die Mahlzeit, sondern auch für Lektüre und Weiterbildung genutzt wird.

^{23a} Lewis Mumford, Die Stadt. Geschichte und Ausblick, Bd. 1, München 1979, S. 381: »Wie Venedig das vollkommenste Produkt mittelalterlicher Praxis, so war Utopia vielleicht im Hinblick auf die Verfassung und Organisation städtischer Gemeinwesen das vollständige Beispiel mittelalterlichen Denkens.«

²⁴ Vgl. Heinisch (s. A 22), S. 54.

Bereits in den frühen Morgenstunden, noch vor Arbeitsbeginn, finden auf Utopia öffentliche Vorlesungen statt, an denen Zuhörer aus allen Schichten der Bevölkerung, Männer und Frauen teilnehmen. Es handelt sich hier, wie man sieht, um die Idee einer Art Volkshochschule, die die Utopier zum ersten Mal realisiert haben. Die Zeit nach dem Abendessen dient der Freizeit. Man musiziert oder erholt sich in Gesprächen. Würfelspiele sind bei den Utopiern ebenso verpönt, wie sie bei den Europäern des 16. Jahrhunderts beliebt waren. Glücksspiele zählen auf Utopia zu den Lastern, weil sie die Menschen in ihrer privaten Existenz leicht ruinieren können.

Raphael wirft an dieser Stelle seines Berichtes die Frage auf, die ja naheliegt, ob eine sechsstündige Arbeitszeit überhaupt ausreicht, um die Erzeugung und Erstellung aller lebensnotwendigen Güter sicherzustellen. Das Problem wird auf Utopia so gelöst, daß – wiederum mit einem kritischen Seitenblick auf die entsprechenden Verhältnisse im Europa des 16. Jh. – alle Inselbewohner arbeiten, Männer und Frauen, und nicht, wie in Europa, immer die eine Hälfte der Gesellschaft nichts tut und die andere arbeiten läßt. Wörtlich heißt es im Text: »Zunächst die Frauen, die Hälfte der Gesamtbevölkerung; wo aber die Frauen arbeiten, so schnarchen dort an ihrer Stelle meist die Männer. Dazu kommen noch die Priester und Mönche; welche riesige untätige Gesellschaft! Rechne noch die reichen Leute hinzu, vor allem sämtliche Grundherren, die man gewöhnlich Vornehme und Adelige nennt. Zähle auch noch deren Gefolgschaft hinzu, jene Banden bewaffneter Raufbolde, die ich bereits erwähnte. Füge noch die arbeitsfähigen und gesunden Bettler hinzu, die Krankheit für ihre Untätigkeit vortauschen. Du wirst erstaunt sein, um wieviel geringer die Zahl derjenigen ist, die für die Versorgung der menschlichen Gesellschaft notwendig sind, als du angenommen hattest!«²⁵

Soviel die Utopia auch aus dem Mittelalter entlehnte, an dieser Stelle stellte sie die gesamte mittelalterliche Gesellschaft mit ihrer Aufteilung in die drei Gruppen der Arbeitenden, der Betenden und der Herrschenden, nämlich: den Handwerker und Bauern in der ersten, der Mönche und Priester in der zweiten, und dem Adel in der dritten Gruppe, in Frage. Thomas More war nicht der erste, auch nicht in England, der diese Sozialkritik formulierte. William Langland hatte in dem visionären Epos »Piers the Plowman«²⁶ bereits hundert Jahre zuvor ähnliches geschrieben. Aber es war bis dahin mehr ein murrendes Anklagen, gespickt mit Aggressivität und Ressentiment gewesen. In dieser analytischen Klarheit und Schärfe hatte es vor Thomas More noch niemand formuliert.

²⁵ Utopia, hg. Surtz-Hexter (s. A 3), S. 128–130: »Primum mulieres fere omnes, totius summae dimidium, aut sicubi mulieres negociosae sunt, ibi ut plurimum, earum vice, viri stertunt. Ad haec sacerdotum ac religiosorum, quos vocant, quanta quamque ociosa turba, adijce divites, omnes maxime praediorum dominos, quos vulgo generosos appellant ac nobiles, his adnumera ipsorum famulitium, totam videlicet illam cetratorum nebulonum colluviem. Robustos denique ac valentes mendicos adijce, morbum quempiam praetextentes inaertiae, multo certe pauciores esse quam putaras invenies eos, quorum labore constant haec omnia quibus mortales utuntur.«

²⁶ Eine Ausgabe des Textes »Piers Ploughman«, die um 1550 in London erschien, enthält einen Hinweis auf Thomas More (vgl. Marc'hadour [s. A 6], S. 539).

Und, das kommt hinzu, Thomas More war eine Persönlichkeit, die zur geistig führenden Schicht seines Landes zählte. Obwohl er mit manchen Einrichtungen der mittelalterlichen Gesellschaft sympathisierte (er hatte sich beispielsweise während seiner Jugend und Studienzeit vorübergehend in dem Londoner Kartäuserkloster, einem der strengsten religiösen Orden der damaligen Zeit, aufgehalten und sich auch später gegen die Politik der Auflösung der Klöster und religiösen Orden unter Heinrich VIII. gewandt), so sah er doch wohl, daß für einen großen Teil dieser Kleriker und Mönche – manche von ihnen waren längst in ein klerikales Proletariat abgesunken – die Frömmigkeit, oft gezwungenermaßen, nur noch als Mittel zur Bestreitung des Lebensunterhaltes diente. Ähnliche Beobachtungen machte Martin Luther zur gleichen Zeit in Deutschland.

Neu in der Utopia und charakteristisch ist auch die eindeutig positive Bewertung der manuellen Arbeit. Das heißt natürlich nicht, daß Arbeit nicht immer notwendig gewesen ist. Entscheidend ist vielmehr, daß, gedanklich ausformuliert, der Arbeit und damit den Arbeitenden in Utopia ein positiver sozialer Stellenwert beigemessen wird. Die Utopier sehen nicht auf den herab, der arbeitet, sondern auf den, der nicht arbeitet. In Platons »Politeia«, die in manchem bei der Abfassung der Utopia als Vorlage gedient hatte, war die Handarbeit noch als sozial minderwertig klassifiziert worden.²⁷ Sozial anerkannt und aufgewertet wurde die Arbeit in der Klosterregel Benedikts, die um 530 entstanden war und später die vorherrschende Regel der europäischen Klöster wurde, die uns in der Kurzfassung »ora et labora« – »Bete und arbeite« geläufig ist. Aber diese benediktinische Regel bezog sich auf das klösterliche, nicht auf das weltliche Leben. Zudem, ihre Nichtbeachtung war gerade zu Beginn des 16. Jahrhunderts fast notorisch, wenn man den zeitgenössischen Kritikern glauben darf.²⁸ In Utopia werden in jeder Stadt nur 500 Personen von der gewerblichen Arbeit freigestellt, darunter die Verwaltungsbeamten, die Priester und Wissenschaftler. Wissenschaftler, die die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen, werden auf Utopia wieder in den Handwerkerstand zurückversetzt. Da nun, und das ist das Fazit, das Raphael nach der von ihm aufgeworfenen Frage zieht, fast die gesamte Bevölkerung wirtschaftlich tätig ist, zudem unnütze Arbeiten nicht ausgeübt werden, sei leicht zu errechnen, warum die tägliche Arbeitszeit auf wenige Stunden

²⁷ L. Mumford (s. A 23 a), S. 215.

²⁸ Vgl. den Dialog »Abbas et erudita« (»Der Abt und die gelehrte Frau«) in Erasmus' »Colloquia familiaria« und die dort enthaltene ironische Verspottung der feudalen, aber ungebildeten Lebensweise des Abtes durch die »gebildete Frau«. In diesem Dialog wird übrigens der Haushalt Thomas Mores, zumal die Erziehung seiner Töchter und deren Bildungsstand, als vorbildlich gepriesen. (Erasmus von Rotterdam, Colloquia familiaria, üb. u. eingel. v. W. Welzig, Ausgewählte Schriften Bd. 6, Darmstadt 1967, S. 252–265). – Zur Regel Benedikts über die Handarbeit vgl. dort das Kapitel 48 »Otiositas inimica est animae, et ideo certis temporibus occupari debent fratres in labore manuum, certis iterum horis in lectione divina.« – »Müßiggang ist der Feind der Seele. Deshalb sollen sich die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit, zu bestimmten Zeiten dagegen mit heiliger Lesung beschäftigen.« (Die Benediktinerregel lateinisch-deutsch, hg. Basilius Steidle OSB, Beuron 1978, S. 144).

eingeschränkt werden könne: »Proclivis aestimatio est, quam paucae horae quantum boni operis pariant.«²⁹

Die Utopier leben in Großfamilien zusammen. Sie zählen 10 bis 16 Erwachsene, Kinder nicht mitgerechnet. Man betreibt in Utopia Bevölkerungspolitik: Wird die Bevölkerung zu groß, siedelt man auf dem benachbarten Festland und begründet dort utopische Kolonien. Das Kolonialland wird anscheinend den dortigen Einwohnern mehr oder weniger rigoros weggenommen. Nimmt die heimatliche Bevölkerung ab, so kehren die utopischen Kolonisten wieder auf ihre Insel Utopia zurück. Die deutschen Historiker Hermann Oncken und Gerhard Ritter haben aus dieser Textstelle später, 1922 bzw. 1940 die programmatischen Anfänge des britischen Imperialismus und Kolonialismus bei Thomas More herauslesen wollen, eine Deutung, zu der Reynolds ironisch bemerkt: »a view that amuses a pragmatic Englishman«. Auch Historiker können irren.³⁰ An der Spitze der Familie auf Utopia steht der Älteste. Die Familien sind reichlich patriarchalisch gegliedert, die Frauen, so heißt es, seien den Männern, die Kinder den Eltern, die Jüngsten den Ältesten unterstellt.

Wie versorgen sich die Utopier? In der Mitte einer Stadt findet sich ein Markt, dort werden sämtliche Erzeugnisse gespeichert und können von den Familienältesten ohne Bezahlung geholt werden. Man bekommt alles, was man verlangt, denn alles ist im Überfluß vorhanden. Folglich kommt es auch nicht zu Streit und Räubereien aus Habgier oder Mangel, berichtet Raphael. Man ernährt sich von Gemüse, Früchten, Brot, Fisch und Fleisch. Das entsprach der Lebensweise, wie sie beispielsweise Cochläus 1512 für Nürnberg in einem geographischen Lehrbuch für den Schulunterricht beschrieb. In Nürnberg wurden, wie dieselbe Quelle berichtet, Lebensmittel gespeichert, um sie gegebenenfalls, in Krisenzeiten, an die unteren Bevölkerungsschichten weiterzugeben.³¹

Die Utopier essen zu mehreren Familien gemeinsam in größeren Hallen. Sie können wohl auch, so heißt es, privat ihre Mahlzeiten nehmen, ziehen aber die Gesellschaft vor. Das erinnert an die Gelage der Zünfte, die ja auch faktisch Familienverbände waren. Trompeten, so heißt es, laden zum Mittag- und Abendessen ein. Die niederen Arbeiten verrichten Sklaven. Frauen und Männer sitzen getrennt. Während der Mahlzeiten werden zur Erbauung Vorlesungen gehalten. Diese Sitte der Utopier entsprach mittelalterlichem Klosterbrauch. Abends wird in Utopia zur Musik aufgespielt: Die Utopier befürworten eine vergnügte Lebensweise. Utopier, die reisen, bedürfen dazu der Erlaubnis der städtischen Behörden, eine strenge Praxis. Sie reisen kostenlos. Denn sie werden in jeder anderen

²⁹ Utopia, hg. Surtz-Hexter (s. A 3), S. 132.

³⁰ H. Oncken, Die Utopia des Thomas More und das Machtproblem, 1922; G. Ritter, Machtstaat und Utopia, 1940; vgl. E. E. Reynolds, The Field is won. The Life and Death of Saint Thomas More, London 1968, S. 105.

³¹ Vgl. Johannes Cochläus, Brevis Germanie descriptio, hg. K. Langosch, Wiesbaden 1976, S. 82: »Domus frumentarie multe quidem ac magne quoquo omnes, publice famis solacia pauperisque vulgi dulce levamen.« – »Die Kornhäuser sind nun zahlreich und groß, alle auch voll, ein Trost für den Hunger der Allgemeinheit und eine angenehme Erleichterung für das arme Volk.«

Stadt aufgenommen, müssen aber gegebenenfalls auch an ihrem Urlaubsort arbeiten. Müßiggang ist unerwünscht. Es gebe weder Weinstuben, Bierschenken noch Bordelle, berichtet Raphael.

Man braucht kein Geld und hält auch wenig vom Geld, ebensowenig von Gold und Silber. Größerer Privatbesitz wird nicht angestrebt. Man schätzt nicht einmal Perlen und Schmuck. Die Utopier sind indessen ein gebildetes Volk. Alle jungen Utopier erhalten eine Schulbildung. Das war zu Mores Zeiten noch ungewöhnlich. Lediglich in Florenz wurde bereits ein großer Teil der städtischen Jugend schulisch ausgebildet, so daß sie zumindest lesen und schreiben konnten. Es existiert eine utopische Lebensphilosophie, deren Ziel »Tugend und Glück« – in dieser Verbindung – sind. Der Gewinn an Lebensfreude wird bei den Utopiern ausdrücklich bejaht, so rigoros und manchmal abstoßend auch manche ihrer Einrichtungen uns erscheinen mögen. Als Voraussetzung des Vergnügens sehen sie die Gesundheit an. Mehr noch als physische schätzen sie die psychischen und geistigen Genüsse. Wer in Utopia gebildet ist, liest. Der Buchdruck, ein halbes Jahrhundert vor dem Erscheinen der Utopia eingeführt, ist auch dort schon bekannt. Und so lesen die Utopier: Platon, Aristoteles, Theophrast, Plutarch, Aristophanes. Die Technik des Buchdrucks haben die Utopier, ebenso wie die der Papierherstellung, von den Europäern übernommen.

Während die Utopier auf Sklaven – meist Kriegsgefangene – nicht verzichten, zeichnen sie sich besonders durch die sorgfältige und liebevolle Versorgung ihrer Kranken aus. In einem Punkt sind sie streng: ihre Sexualmoral schreibt die Einehe vor und duldet keine Abweichungen und keinen Ehebruch. Raphael macht seine Gesprächspartner auf eine, wie er meint, praktische Lösung aufmerksam, die die Utopier erfanden, um Ehescheidungen vorzubeugen. Bereits vor der Heirat werden dort die junge Frau und der junge Mann einander – jeweils begleitet von einer ehrbaren Dame und einem Herrn – völlig nackt vorgeführt. Er selbst, Raphael, habe das zunächst als albern empfunden und gelacht. Doch die Utopier hätten sich über die Torheiten der Europäer gewundert. Sie seien beim Kauf eines armseligen Pferds, bei dem es sich nur um eine geringe Summe handle, so vorsichtig, daß sie den Kauf verweigern, wenn nicht zuvor der Sattel abgenommen wird und alle Pferddecken entfernt werden (obwohl das Tier doch schon von Natur fast nackt ist), damit nicht durch diese Verhüllungen ein Schaden verdeckt bleiben kann. Sei nicht die Ehe, die ein ganzes Leben tragen soll, wichtiger als der Kauf eines Pferdes?

Noch ein Blick auf die politischen Verhältnisse: Die Utopier haben einen eigenen diplomatischen Dienst eingerichtet. Sie ziehen Bündnisse und Verträge kriegerischen Verwicklungen vor und gehen grundsätzlich davon aus, daß alle Menschen friedlich nebeneinander leben wollen: »Die natürliche Zusammengehörigkeit der Menschen ersetze ein Bündnis, und die Menschen binde Verträglichkeit besser und wirksamer als ein Vertrag.«³² Ähnlich argumentiert Erasmus von Rotterdam in seiner »Institutio principis

³² *Heinisch*, S. 87. – Utopia, hg. *Surtz-Hexter* (s. A 3), S. 198: *Naturae consortium foederis vice esse, et satius valentiusque homines invicem benevolentia quam pactis, animo quam verbis connecti.*«

christiani«, die »Erziehung des christlichen Fürsten«, die er im gleichen Jahr, 1516, veröffentlichte und die dem späteren Kaiser Karl V. gewidmet war. More und Erasmus wehrten sich leidenschaftlich gegen den Krieg und seine Vorbereitungen, sie demoralisierten publizistisch die kriegerischen Motive. Erasmus brachte 1517 seine bewegte »Klage des Friedens«, die »Querela pacis« heraus, nachdem er, der Geistliche, bereits einige Jahre zuvor in dem Pamphlet »Julius exclusus de coelis« Papst Julius II. aus dem Himmel ausgeschlossen hatte, weil er ein kriegsfreudiger italienischer Renaissancefürst gewesen war. Machiavelli dagegen hielt Julius II. für recht vorbildlich.

Schließlich die Religion. Die Entdeckungen in Übersee hatten den europäischen Wissenschaftlern, Theologen und Philosophen deutlich bewußt werden lassen, daß es außer der eigenen, christlichen, noch weitere religiöse Lebensweisen gab. So wird auch in der Utopia gleichsam ein gefächertes Bild verschiedener religiöser Formen gezeichnet. Die religiösen Anschauungen seien nicht nur auf der Insel insgesamt, sondern selbst in den einzelnen Städten verschieden. Einige Gruppen, so heißt es, verehrten die Sonne, andere den Mond oder einen anderen Planeten, wieder andere eine geschichtliche Persönlichkeit als Gottheit. Die Mehrheit der Utopier glaube an einen einzigen Gott, ein unbekanntes, fernes Wesen. Doch bleibt Utopia eine nichtchristliche Gesellschaft. Zwar seien einige von ihnen Christen geworden, doch es fehlten ihnen christliche Priester, bemerkt Raphael. Die Utopier üben untereinander religiöse Toleranz. Niemand wird wegen seiner Überzeugung beleidigt oder gar bestraft, man respektiert die Gesinnung, um Lüge und Verstellung, die aus Meinungszwang entstehen, zu vermeiden.³³

Liebevoll werden die religiösen Gebräuche und die Liturgie der Utopier beschrieben. Sie erinnern, bei aller Fremdheit, an die kirchliche Liturgie Europas. In Utopia nehmen die Priester eine besonders abgehobene Stellung ein. Wie eine Stadt des 16. Jahrhunderts zählt auch jede utopische Stadt mehrere Kirchen und Kirchengemeinden. Die religiösen Lieder werden in der Landessprache gesungen. Sie sind – anders als in Europa – besonders innig. Surtz, der Herausgeber der Yale-Edition der Utopia, umschreibt den Tenor dieser Passagen so: »The whole Chapter on religion is a masterpiece of indirection. There is no loud attack, no bitter satire, nor ironic comment on religious abuses in Europe. Instead, the plea for reformation is kept muted and subdued. More lets the pagan Utopians quietly show Christians where they must reform: practice of toleration, welcoming of death, simplicity of funerals, holiness of priests, humility of ascetics, fewness of holiday reverence in church, intelligibility of vocal music, etc. His approach is all positive.«

Mit dem Stimmungsbild der religiösen Lebensform endet die Beschreibung Utopias. Er halte, sagt Raphael Hydlodeus, Utopia für das beste Gemeinwesen, das er kenne. Es gebe keine Armen und Bettler, niemand bange um sein tägliches Brot, werde von der jammernenden Ehefrau um Geld geplagt, brauche nicht die Verarmung seines Sohnes zu befürchten oder sich um die Mitgift für die Tochter sorgen. Jeder könne seines eigenen Glückes wie

³³ Vgl. Utopia, hg. *Heinisch* (s. A 22), S. 98 f.

des seiner Angehörigen sicher sein, der Frau, der Kinder, der Enkel und Urenkel. Man könne die Reihe des Glücks auf Utopia fortsetzen wie die Genealogie eines Adligen in Europa. Über die Generationen hinweg hätten Staat und Gesellschaft für die einzelnen und ihre Familien Vorsorge getroffen.

Gegenüber diesem Idealbild greift Raphael nochmals die politischen Zustände Europas an, die dort vorherrschende krasse soziale Ungleichheit. Seine Kritik spitzt sich in der Frage zu, ob nicht die gegenwärtigen Staaten Europas nichts anderes seien als »eine Verschwörung der Reichen, die im Namen und unter dem Rechtstitel des Staates für ihren eigenen Vorteil sorgen.«³⁴ Ähnlich mochten, kaum zehn Jahre nach der Veröffentlichung der Utopia, die aufständischen Bauern in Süd- und Mitteldeutschland gedacht haben. Natürlich beriefen sie sich nicht auf Thomas More: deutsche Bauern waren häufig Analphabeten und lasen keine lateinischen Schriften.

Er habe, erwähnt More, am Ende dieses Antwerpener Gartengesprächs, Raphael noch in manchen Punkten widersprechen wollen, doch dann bemerkt, wie der weitgereiste Erzähler ermüdet gewesen war, und er, More, habe nicht gewußt, ob man ihm noch Widerspruch zumuten könne. Aber er müsse hinzufügen, schloß More ab, daß es in diesem Staat der Utopier manches gebe, das nachahmenswert sei. Damit endet das Nachmittagsgespräch.

More hatte das kleine Buch nach seiner Rückkehr nach London 1516 gleichsam nebenbei fertiggestellt. Er schrieb darüber an seinen Antwerpener Freund Peter Gilles und beklagte sich darüber, bei den täglichen Geschäften kaum Zeit zur Niederschrift gefunden zu haben: Er habe sich die Zeit vom Schlaf nehmen müssen, der einem ja die Hälfte des Lebens raube, wie More es formulierte. Er hat also offensichtlich den Text der Utopia in den späten Nachtstunden fertiggestellt: übrigens eigenhändig, wie alle seine Arbeiten.³⁵ Die Hilfe eines Sekretärs nahm der vielbeschäftigte Autor und Politiker nicht in Anspruch.

Wie wurde die Utopia aufgenommen? Die europäischen Leser des 16. Jahrhunderts, die Humanisten, bewunderten an ihr die Intelligenz und sprachliche Gewandtheit des Autors, seinen Humor und seine politische Klugheit, so berichtet 1580 der Biograph Stapleton. Er nennt Budé, Erasmus, Cochläus, Beatus Rhenanus, Busleyden, den Berater Karls V.,

³⁴ Utopia, hg. K. J. Heinisch, S. 108. – Utopia, hg. Surtz-Hexter (s. A 3), S. 240: »occurrit aliud quam quaedam conspiratio divitum, de suis commodis Rei publicae nomine, tituloque tractantium.«

³⁵ Utopia, hg. Surtz-Hexter (s. A 3), S. 38f.: »Sed huic tamen tam nihilo negotii peragendo, caetera negocia mea minus quam nihil temporis reliquerunt. Dum causas forensis assidue alias ago, alias audio, alias arbiter finio, alias iudex dirimo, dum hic officii causa visitur, ille negotii, dem foris totum ferie diem aliis impartior reliquum meis, relinquo mihi, hoc est literis, nihil. Nempe reverso domum, cum uxore fabulandum est, garrandum cum liberis, colloquendum cum ministris. Quae ego omnia inter negocia numero, quando fieri necesse est, (necesse est autem, nisi velis esse domi tuae peregrinus) et danda omnino opera est, ut quos vitae tuae comites aut natura providit, aut fecit casus, aut ipse deligisti, hiis ut te quam jucundissimum compares, modo ut ne comitate corrumpas, aut indulgentia ex ministris dominas reddas. Inter haec quae dixi elabatur dies, mensis, annus. Quando ergo scribimus?«

Bischof Tunstall, Kardinal Reginald Pole, Hutten, und andere.³⁶ More selbst hatte sich in der Utopia, vielleicht auch unter dem Druck der Tagesgeschäfte, in einem in Dialogform gestalteten politischen Traum von der bestehenden Wirklichkeit abgesetzt, ohne aber den Wunsch zu äußern, daß dieser Traum wortwörtlich eingelöst werde.³⁷ Für eine solche biographische Deutung des Sich-Absetzens von den Tagesgeschäften als Motivation des Verfassers spricht auch ein Brief, den More in der Nacht zum 4. Dezember 1516 an seinen Freund Erasmus schrieb und in dem er sich darüber beklagte, daß der beginnende Morgen ihn wieder aus seinem Traum in die Wirklichkeit des Hoflebens zurückhole.³⁸ Er habe nur die Hoffnung, daß bestehende Königreiche ähnlich zerfließen könnten wie sein Traum einer besseren Gesellschaft. Utopia ist in sich selbst zu mehrdeutig,³⁹ als daß aus ihr der eindeutige Wunsch nach Realisierung abgelesen werden könnte.⁴⁰

Nach seinem gewaltsamen Tod, 1535, gerieten Mores Schriften in England allmählich in Vergessenheit, auch wenn 1557 bereits die erste Ausgabe seiner englischsprachigen

³⁶ Thomas Stapleton, *The Life and Illustrious Martyrdom of Sir Thomas More*, transl. Ph. E. Hallet, London 1928, S. 33.

³⁷ Von einem »geistreichen Spiel« spricht J. Droz, *Gesch. d. Sozialismus* 1, S. 117f.

³⁸ More darin: »I was going to continue with this fascinating vision (d. h. von Utopia), but the rising dawn has shattered my dream – poor me! and shaken me of my throne and summons me back to the drudgery of the courts. But at least this thought gives me consolation: real kingdoms do not last much longer. Farewell, dearest Erasmus!« (*St. Thomas More, Selected Letters*, ed. Elizabeth F. Rogers, New Haven / London 1971, S. 85).

³⁹ Auf die Widersprüchlichkeit zwischen der Biographie des Autors und der Utopia selbst, zugleich auf die historische – vielleicht nur scheinbare – Widersprüchlichkeit der Gedankenwelt der Utopier selbst, weist auch Luigi Firpo in der Einleitung zur neuesten italienischen Textausgabe der Utopia hin: *Thomas More, Utopia*, hg. Luigi Firpo, Napoli 1979, S. 17: »Il fatto che un martire cristiano, quale il More fu, e un santo debitamente canonizzato, proponga una soluzione radicalmente comunista, potrebbe assumere un sapore di attualità contingente e d'un opportunismo quasi malizioso. In realtà questo piccolo libro raggruma un così fitto nodo di pensieri e di istanze, che ogni riduzione semplicistica ne impedisce non soltanto la comprensione profonda, ma perfino l'approccio. Medioevo ed età moderna, ascetismo ed edonismo, economia rurale di mera sopravvivenza e nuove tecnologie manifatturiere, feudalesimo e democrazia, deismo e cattolicesimo, insularità ed espansionismo britannici, sono soltanto alcune delle antinomie che questo testo comprime ed esalta. Più che nella soluzione comunista – di cui, ad ogni buon conto, si ha qui uno degli incunaboli più suggestivi – la riflessione del lettore sarà stimolata a meditare sui caratteri preoccupanti delle »società chiuse« e sulla contraddizione insuperata tra qualunque modello di perfezione intoccabile e quel perenne mutare che è la storia.«

⁴⁰ More selbst hat die Bedeutung seiner Utopia eher herunter- als heraufgespielt. Er hatte auch, wie aus einem Brief an Erzbischof William Warham vom Jan. 1517 hervorgeht, gar nicht an eine Publikation gedacht und wollte sie nur in einem engeren Freundschaftskreis zirkulieren lassen (Abdruck des Briefes bei Stapleton, S. 82–84). Er habe das Buch, bemerkt er in diesem Brief, in »ungebührlicher Hast« geschrieben (Stapleton [s. A 3], S. 83). Die Veröffentlichung der Utopia ging auf Peter Gilles zurück.

Werke erschien.⁴¹ Das utopische Thema jedoch blieb erhalten und wurde zunehmend literarisiert. Nachdenklich bemerkte Michel de Montaigne (früher Bürgermeister von Bordeaux) im 23. Kapitel seiner »Essais« von 1580 über die moralische Wirkung der neuen Entdeckungen in Übersee auf die Mentalität der Europäer: »J' ai peur que nous ayons les yeux plus grands que le ventre, et plus de curiosité que nous n'avons de capacité.« »Ich fürchte, daß unsere Augen größer sind als unser Magen und unsere Neugier unser Fassungsvermögen übersteigt.« Auch Shakespeare verwendet in seinem Drama »The Tempest« von 1611 den Topos der Insel, und zwar in der Begegnung von alter und neuer Welt, von Vernunft und Natur, nur daß Shakespeare anscheinend beiden, weder der Natur noch der Vernunft, so recht traut. Der Tenor dieses Stückes ist weitaus pessimistischer als die dazu vergleichsweise optimistisch angelegte Utopia. Allerdings findet sich das Traummotiv in Shakespeares »Tempest« gegenüber der Utopia noch verstärkt wieder. Darin ähneln sich die beiden um etwa hundert Jahre voneinander getrennt lebenden Bürger der Stadt London, More und Shakespeare. Im 4. Akt, 1. Szene (Vers 156–157) heißt es im »Tempest«: »We are of such stuff as dreams are made on and our little life is rounded with a sleep.«⁴² Bezeichnenderweise läßt Shakespeare ein junges Mädchen, das bisher nur die ozeanische Insel kennt, in der sie aufwuchs, bei der ersten Begegnung mit den als korrupt geschilderten Europäern, die dort nach einem Schiffsbruch landeten, begeistert – und für die Zuschauer zugleich voller Ironie – ausrufen: »O brave new world!«

1602 verfaßte der Dominikaner Tommaso Campanella im Kerker von Neapel – er war wegen Volksaufwiegelung verurteilt – eine Utopie unter dem Namen »La città del sole« (Der Sonnenstaat). Sie liest sich nicht so angenehm wie die Utopia von 1516. 1624 schrieb Francis Bacon seine »Nova Atlantis«, gleichfalls eine Utopie, zugleich ein Plädoyer für die Gründung wissenschaftlicher Akademien und Forschungsgemeinschaften. Bacon ging

⁴¹ Die erste Ausgabe der Werke Thomas Mores erschien 1557, im Jahr vor dem Regierungsantritt Elisabeth I.: *The Works of Sir Thomas More knyght written by him in the English tonge*, London (*J. Carwod* etc.) 1557. – Gelegentlich kam aus dem Kreis der in der Regierungszeit Elisabeth I. (1558–1603) in die Minderheit gedrängten englischen Katholiken der Versuch, Thomas More zu einer katholischen Symbolfigur zu stilisieren, wenn er etwa von »Ro.Ba.« 1599 in der Biographie »The Life of Syr Thomas More« in eine Traditionslinie mit dem mittelalterlichen, von Heinrich II. umgebrachten Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket (1118–1170) gestellt wurde: »Howbeit there was great conformitie both in birth and place, being both borne in London; in their names, and both were Thomas; in their offices, for both were High Chauncellors of England; and in this: when saint Thomas of Canterburrie his troubles beganne, he came to the king carrying his Crosse hym selfe, not suffering any other to carrie it; and in that Sir Thomas More, when his great troubles grew first on hym, carried the Crosse in procession in his parish Church at Chelsey; and both Thomases ever after (carried), thogh not the material, yet the true Crosse of tribulation. In that was some conformitie, that Sir Thomas More died according to his desire upon the eve of Saint Thomas of Canterburrie. (Ro.Ba. *The Life of Sir Thomas More* [Orig. 1599], Nachdruck 1957, S. 269).

⁴² *The Tempest* (Arden Edition), hg. *Frank Kermode*, London 1979, S. 104.

einen Schritt weiter als More: er befürwortete die bewußte Veränderung der Gesellschaft durch Wissenschaft und Technik und plädierte für den Fortschritt. Im 18. Jahrhundert nahm Daniel Defoe das Inselmotiv in seinem bekannten Roman »Robinson Crusoe« auf. Aber dieser Robinson ist nicht von allzuviel Skrupeln geplagt, sondern er bewegt sich als Einzelgänger zupackend auf seiner Insel und versucht das Schicksal zu bewältigen, wo es ihn auch hingeschleudert hat. Robinsons Insel hat mit der Utopia von 1516 wenig gemeinsam. Will man sie geschichtlich zuordnen, so nimmt sie eher die Mentalität eines selbstbewußten angelsächsischen, amerikanischen Unternehmertums vorweg. Wiederum in einer skeptischen Verarbeitung findet sich das Inselmotiv in Jonathan Swifts »Gulliver's Travels« im 18. Jahrhundert wieder. Hier tauchen gleich mehrere Inseln auf, in deren Lebensweisen sich die mehr oder weniger verdorbene Gesellschaft des alten Europa widerspiegeln soll, seien es nun sich gegenseitig bekriegende Könige, projektemachende Professoren oder andere.

Wieder hundert Jahre später, 1848, nimmt das Kommunistische Manifest von Marx und Engels einige in der Utopia genannte Überlegungen auf, so beispielsweise die Kritik an dem Privateigentum, der Zerstörung der sozialen Beziehungen durch das Geld, d. h. durch den »Kapitalismus«, und setzt diese Kritik in ein politisches Programm um, was die Utopia des Thomas More im strengen Sinn nicht war. Utopia war ein Gespräch, kein Programm. Seit dem 19. Jahrhundert gewinnen sozialistische Forderungen nach Veränderung der Gesellschaft eine breitere Anhängerschaft, im 20. Jahrhundert kommt es gar zu kommunistischen Staatengründungen, die das Privateigentum ausdrücklich ablehnen. Zur gleichen Zeit setzt eine scharfe intellektuelle Kritik gegen eine an der Aufopferung individueller Bedürfnisse und Rechte zugunsten einer Überdehnung der politisch-gesellschaftlichen Kompetenz orientierten Politik ein. Karl Mannheim verwies in den zwanziger Jahren auf die Zusammenhänge von Ideologie und Utopie.⁴³ Skepsis gegenüber der Zukunft findet sich im 20. Jahrhundert wieder in der Literatur, die gelegentlich die Utopien in Anti-Utopien umwandelt, so in Aldous Huxley's »Brave new world«, der sich gegen die Vergewaltigung des Individuums und seiner Gefühlswelt durch eine wissenschaftlich manipulierende Gesellschaft und Verwaltung wendet, oder ähnlich in George Orwells Zukunftsroman »1984«. Heutige Literaturhistoriker sehen die Utopia in der Reihe von Lukian bis Swift als den Versuch, die Schwächen der Gesellschaft und die Wege der Besserung aufzuzeigen.

⁴³ *K. Mannheim*, *Ideologie und Utopie*, Frankfurt/M. 1929 (21964).

⁴⁴ Vgl. *T. S. Dorsch*, *Sir Thomas More und Lukian. Eine Interpretation der Utopia*, in: *Englische Literatur von Morus bis Sterne*, Frankfurt/M. 1970, S. 33. – Vgl. *Utopia*, in: *Kindlers Literatur Lexikon* Bd. 22, München 1974, S. 9789–9791. – Ähnlich argumentiert auch *Paul Turner* in seiner Übertragung der Utopia: *Thomas More, Utopia*, translated with an introduction of Paul Turner, Harmondsworth 1965, S. 7. – Die neueste Auseinandersetzung mit der Utopia findet sich in: *J. C. Davis*, *Utopia and the Idea of Society. A Study of English Utopian Writing 1516–1700*, Cambridge 1981.

Die Madonna als Hauszeichen¹

Das marianische Hauszeichen ist sicherlich nicht, wie öfters behauptet worden ist, katholische Frucht der Gegenreformation und eine der neuen marianischen Äußerungen des Konzils von Trient mit seinen drei Sitzungsperioden von 1545–48, 1551–52 und 1561–63. Gerade dieses wird viel zu oft für gegenreformatorische Ikonographie und neue Bildersprache² bemüht. Das Hauszeichen ist auch nicht artifizielle Antwort auf den Seesieg von Lepanto 1571 unter Papst Pius V. (1566–72). Es wird jedoch nicht in Abrede gestellt, daß gerade dieses Ereignis einen neuen Impuls für marianische Frömmigkeit und Ausdrucksformen abgab.³ Wenn Herzog Maximilian I. von Bayern 1616 Hans Krumpfers gestaltprägende Bronzeplastik der »Patrona Boiariae«⁴ in die Hauptfront seiner Münchner Residenz einstellen läßt, sich und das Seine unter Mariens Schutz und Schirm stellt, was ihm Bürger der Stadt gleichtun, dann gehört diese Votivation als katholische Glaubensäußerung⁵ in jene marianische Epoche hinein, die im wesentlichen durch die private Frömmigkeit dieses Herrschers geprägt ist. Gänzlich andere Intention verfolgt die Marienvotivsäule⁶ des Kurfürsten Maximilian, 1638 errichtet zum Dank für die Erhaltung der Städte München und Landshut im Schwedenkrieg. Diese beiden Beispiele stehen stellvertretend für viele gleichzeitige ähnlicher Art mit langer Tradition, nunmehr emporgetragen von der Woge neuer marianischer Frömmigkeit und Siegesgewißheit mit dem für diese Zeit

geradezu typischen neuen Madonnentypus der sogenannten Türkenmadonna⁷ und der Maria de Victoria.

Ein Blick auf die »Nürnberger Hausmadonnen«⁸ der Spätgotik zeigt indessen, daß die Gepflogenheit der Hausweihe weiter zurückreicht und eine längere Geschichte aufweist. Allein die Vielzahl und Vielfältigkeit der Madonnentypen vermag für Franken die gegenreformatorische Dominanz zu widerlegen, ganz zu schweigen von den vielen Zeugen im sogenannten Madonnenland. Beispielgebend wirkten dabei die Bildhauer Veit Stoß, Tilman Riemenschneider, Peter Vischer und Adam Kraft. Freilich fällt auf, daß in Nürnberg, Würzburg,⁹ Bamberg oder auch Dillingen der freiplastische Madonnentypus¹⁰ der Maria mit Kind vorherrscht, während München mehr die Reliefgestaltung der Hausmadonna¹¹ bevorzugt. Dies muß nicht nur allein in den schmalbrüstigen Häuserfassaden dieser Stadt begründet liegen. Was den Madonnentypus betrifft, kommt nicht selten der apokalyptische Unterton durch, die Frau mit der Sonne bekleidet, den Mond mit der Paradiesesschlange zu ihren Füßen und die Zahl von 12 Sternen als Sternennimbus um ihr Haupt, nach Apok. 12, 1–2. Seltener ist als Hausmadonna der thronende oder sitzende Typus anzutreffen. Die freiplastische Skulptur bevorzugt mit Vorliebe als Material Sandstein, Marmor, Eichenholz und gelegentlich auch Terrakotta. Selbst ursprünglich an die Zweidimensionalität gebundene Marientypen werden ins Relief oder in die Skulptur umgesetzt, etwa Maria-Hilf-Darstellungen¹² nach Lukas Cranachs Originalgnadenbild 1537 in der St. Jakobskirche zu Innsbruck mit Nachbildungen in Bamberg, Karlstadt, Bad Mergentheim, Gelchsheim bei Ochsenfurt, Passau, Werbach oder Graz.

Damit ist bereits ein topographisch-geographischer Aspekt apostrophiert, der eine homogene Behandlung dieses Themas erschwert, weil die einzelnen Gegenden¹³ verschiedene Madonnentypen bevorzugen, die sich jeweils auf Gnadenbilder mehrerer Wallfahrtsorte zurückführen lassen, wobei nicht immer die nächstliegende Marienwallfahrt, sondern vielmehr ihre Wirkmächtigkeit ausschlaggebend ist. Europa ist von einem dichten Netz

¹ Thema des Lichtbildervortrages in Buchen/Odenwald zur Eröffnung der Tagung »Die Zukunft der alten Stadt zwischen Neckar und Main« der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt vom 10. bis 12. Oktober 1980, gehalten am Samstag, 11. Oktober 1980, im Bürgersaal des Alten Rathauses.

² Vgl. dazu den durchaus knapp gehaltenen Passus »De invocatione, veneratione et reliquiis sanctorum, et sacris imaginibus« der 25. Sitzung unter Papst Pius IV., 1563; *Franz Seraph. Petz* (Hrsg.), *Des heiligen ökumenischen Concils von Trient Canonen und Decrete*, Passau 1877, S. 332–336.

³ *Martin Lechner*, in: *Lexikon der christlichen Ikonographie III*, Freiburg i. Br. 1971, Sp. 199–206 (Stichwort: Maria, Marienbild).

⁴ *Johann Lachner*, Hans Krumpper (um 1570–1634), *Patrona Bavariae*, in: *Kunstwerke der Welt aus dem öffentlichen bayerischen Kunstbesitz I*, München 1960, Nr. 17; *Michael Hartig*, *Patrona Bavariae. Die Schutzfrau Bayerns*, München 1948.

⁵ *Torsten Gebhard*, *Die marianischen Gnadenbilder in Bayern*, Wien 1954.

⁶ *Michael Schattenhofer*, *Die Mariensäule in München*, in: *Große Kunstführer Nr. 61*, München – Zürich 1970, S. 6.

⁷ Unter Mariens Füßen liegt ein besiegter Türke mit Turban und Krummsäbel, häufiger im ostösterreichischen Gebiet anzutreffen; vgl.: *Katalog »1000 Jahre Kunst in Krems«*, Krems an der Donau 1971, S. 282f., Nr. 247.

⁸ *Ernst Königer*, *Nürnberger Madonnen, Marienbilder aus drei Jahrhunderten*, Nürnberg 1965.

⁹ *Rudolf Erwin Kuhn*, *Würzburger Madonnen des Barock und Rokoko*, Aschaffenburg 1949.

¹⁰ *Karl Kolb*, *Das Madonnenland, 500 Madonnen im Taubergrund*, Würzburg 1970; *ders.*, *Franken-Madonnen im Wandel der Jahrhunderte*, Würzburg 1975.

¹¹ *Peter Volk*, *Münchener Rokokoplastik*, Bayerisches Nationalmuseum, Bildführer 7, München 1980, S. 80–87.

¹² *Karl Kolb*, *Franken-Madonnen* (s. A 10), S. 45–49; *Karl Mindera*, *Maria Hilf*, Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde, München 1961.

¹³ Vgl. z. B. *Torsten Gebhard*, *Die marianischen Gnadenbilder in Bayern. Beobachtungen zur Chronologie und Typologie*, in: *Gustav Gugitz – Festschrift*, Hrsg. *Leopold Schmidt* (= Veröff. des Österr. Museums f. Volkskunde 5), Wien 1954, S. 93–128.

marianischer Gnadenstätten überzogen, bei Kriss-Rettenbeck¹⁴ nach wichtigsten Zentren zusammengestellt. Die Massierung marianischer Gnadenbilder läßt sich in einer böhmischen Besonderheit¹⁵ sogar optisch potenziert erfahren. Hier werden verschiedenste, entfernt voneinander liegende Gnadenbilder auch über politische Grenzen hinweg um ein ortsgebundenes Gnadenbild kumuliert, um damit zum einen die spezifische Wirkkraft des hiesigen Gnadenbildes zu steigern und distinktiv zu betonen, zum anderen Mariens allmächtige und allgegenwärtige Hilfe auch optisch und topographisch anzuzeigen. Bekannte Beispiele sind hierfür: Rimau, Pöbram und Loreto zu Prag oder, weniger bekannt, die Schloßkapelle in Ottenstein, die Kaiserkapelle der Kapuziner in Wien oder die Kreuzgangfresken im Zisterzienserkloster Schlierbach. Weitergepilgerte Wallfahrer konnten dadurch ihr Anliegen bei verschiedenen Gnadenbildern »deponieren«, die jeweils wirkmächtigste Hilfe beim zuständigen Marienbild erleben und so ihre geliebten Gnadenmadonnen aufsuchen. Wichtige Vermittlerrolle spielte dabei der allseits beliebte »Atlas Marianus« des Jesuitenpaters Wilhelm Gumpfenberg,¹⁶ der 1657 in München erstmals auch in deutscher Sprache erschien.

Diese erfahrene Hilfe verschiedenster Gnadenbilder wollte sich der Wallfahrer auch für sein Haus sichern und ließ deshalb eine Gnadenbild-Replik in seiner Hausnische anbringen, wodurch es zu weitreichenden Typenfiliationen kam und der Umfang des jeweiligen Einzugsgebietes eines Gnadenbildes sichtbar wird. An der Spitze der Verbreitung stehen die Gnadenbilder der Wallfahrtsstätten von Maria Einsiedeln und Mariastein für die Schweiz, von Altötting, Aachen,¹⁷ Bogenberg¹⁸ und Kevelaer für Deutschland, von Mariazell, Maria Taferl und Maria Hilf zu Innsbruck für Österreich,¹⁹ von Pöbram und Alt-Bunzlau für die Tschechoslowakei,²⁰ von Tschenstochau für Polen, von Chartres, Clermont-Ferrand, Le Puy und Lourdes für Frankreich, von Loreto,²¹ Neapel, Rom und

Recanati für Italien, von Guadalupe, Montserrat für Spanien, von Sameiro und Fatima für Portugal,²² von Kasan für Rußland und von Tinos für Griechenland. Derartige Filiationsuntersuchungen stecken bis heute noch in den Anfängen und lassen sich nur vom Kleinsten²³ her angehen, was das Unterfangen so langwierig gestaltet. Bislang erstellte Verbreitungskarten etwa in der Art Sperbers²⁴ können den »heiligen Konkurrenzkampf« der Gnadenbilder untereinander veranschaulichen helfen, wie dies ähnlich beim Jakobuskult²⁵ von Santiago de Compostela bereits versucht worden ist. Eine derartige Gnadenbilderlandschaft²⁶ nachzuzeichnen hat damit durchaus wichtige kultgeschichtliche und volkskundliche Funktionen und Intentionen.

Hinsichtlich der Madonna als Hauszeichen ist jedoch nicht so sehr die geographisch-topographische Einteilung von Bedeutung als vielmehr in entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht die typenmäßige. Im Typus nämlich liegt der »Steckbrief« für die geistige Herkunft des jeweiligen Marienbildes, wie etwa der der schwarzen Madonnen.²⁷ Wir kennen ihre Begründung aus dem Hohenlied (1, 6), »...schwarz bin ich, denn die Sonne hat mich verbrannt...«, worin für äußere Umstände und Einwirkungen nachträgliche biblische Legitimation erfolgt, etwa für die Repliken nach Le Puy, Montserrat, Einsiedeln, Loreto oder Altötting usw. Die Gestalttypologie liefert weitere Identifikationen von Typen, etwa die Maria Immaculata Conceptio, die Maria de Victoria, die Himmelskönigin, die Mutter mit dem Kind in ihren vielfältigen Varianten, die Maria als Braut des Hl. Geistes, die Jungfrau im Ährenkleid, die Schutzmantelmadonna, die Mutter der Schönen Liebe, die Mater Dolorosa unter dem Kreuz und die Schmerzensreiche als Pietà.

Aus diesen Typen lassen sich wieder solche mit vorherrschendem Schutz- und Schirmcharakter selektieren. Nicht nur die Schutzmantelmadonna mit ihrer Genesis versinnbildlicht diese Funktion ausschließlich und so sehr, daß verschiedenste Gnadenbilder in der Barockzeit durch Ausstaffierung mit »Behang«²⁸ diese Intention zusätzlich zum Ausdruck

¹⁴ Rudolf Kriss, *Lenz Rettenbeck*, Wallfahrtsorte Europas, München 1950.

¹⁵ Johanna von Herzogenberg, *Marianische Geographie an böhmischen Wallfahrtsorten*, in: *Alte und moderne Kunst* 16 (1971) H. 114, S. 9–21.

¹⁶ Wilhelm Gumpfenberg SJ., *Atlas Marianus sive de imaginibus Deiparae per orbem christianum miraculosis*, Ingolstadt 1657 (lateinisch), München 1657 (deutsch), Dillingen 1691 (deutsch).

¹⁷ *Wallfahrt im Rheinland*, Hrsg. v. Amt f. rhein. Landeskunde in Verbindung mit dem Volkskunderrat Rhein-Maas und dem Niederrhein. Freilichtmuseum, Köln-Bonn 1981. Vgl. auch: Leonhard Küppers (Hrsg.), *Die Gottesmutter, Marienbild im Rheinland und in Westfalen I u. II*, Recklinghausen 1974; Georg Wagner, *Andachtsstätten volksfrommer Marienverehrung in Westfalen*, in: *Jb. f. Volkskunde* 2 (1979), S. 219–237.

¹⁸ Hans Bleibrunner, *Der Bogenberg, ein altes Heiligtum in Niederbayern*, Landshut 1962.

¹⁹ Hans Aurenhammer, *Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit. Der Wandel ihrer Ikonographie und ihrer Verehrung*, Wien 1956; Kurt Dieman, *Magna Mater Styriae*, Graz 1977; Katalog der Ausstellung »Marianische Wallfahrten in Österreich«, Wien 1954.

²⁰ J. Blumrich / J. Zakl, *Sudetenland – Marianisches Land I–III*, Königstein i. T. 1954–1956.

²¹ Nikolaus Grass, *Loreto im Bergland Tirol*, in: *Jb. f. Volkskunde* 2 (1979), S. 161–186; Walter Pötzl, *Loreto in Bayern*, in: ebd. S. 187–218; Franz Matsche, *Gegenreformatorische Architekturpolitik, Casa-Santa-Kopien und Habsburger Loreto-Kult nach 1620*, ebd. Jg. 1 (1978), S. 81–118.

²² Cónego Manuel de Aguiar Barreiros, *Ensaio iconografico, Exposição Mariana*, Braga 1954.

²³ Auf der Basis etwa einer Diözese, wie Hans Utz, *Wallfahrten im Bistum Regensburg*, München – Zürich 1981, oder Josef Dünninger, *Die Marianischen Wallfahrten der Diözese Würzburg*, Würzburg 1960; auf politischer Einheit z. B. Pia Maria Plechl, *Wallfahrtsstätten in Niederösterreich*, St. Pölten – Wien 1978.

²⁴ Helmut Sperber, *Unsere Liebe Frau, 800 Jahre Madonnenbild und Marienverehrung zwischen Lech und Salzach*, Regensburg 1980, S. 168f.

²⁵ Vera und Helmut Hell, *Die große Wallfahrt des Mittelalters*, Tübingen 3 1979, S. 271, 273.

²⁶ Gustav Gugitz, *Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch*, 5 Bde., Wien 1955–1958; ders., *Die Linzer Gnadenbilder und ihre Verbreitung durch das kleine Andachtsbild*, Wien – München 1965; Sonderdruck, aus: *Kunstjahrbuch der Stadt Linz/Donau* 1965. Für Bayern wird gegenwärtig ein Gugitz ähnliches Projekt vorbereitet: Karl Kolb, *Marien-Gnadenbilder, Marienverehrung heute*, Würzburg 1976.

²⁷ Martin Lechner, »Schön schwarz bin ich«. Zur Ikonographie der Schwarzen Madonnen der Barockzeit, in: *Heimat an Rott und Inn, Eggenfelden* 1971, S. 44–61.

²⁸ Vgl. die Konstitution Papst Urbans VIII. »Sacrosancta« über Form und Bekleidung der heiligen Bilder, vom 15. 5. 1642.

bringen, sondern auch die Dolorosa unter dem Kreuz »lebt« diese Funktion. Denn laut Joh. 19, 26–27 empfiehlt Jesus am Kreuz seiner Mutter nunmehr Johannes als Sohn an seinerstatt. Über dem Schmerz des Simeonsschwertes (Luk. 2, 34–35) werden gerade dieser Auftrag und diese Aufgabe oftmals übersehen. Maria als die gekrönte Königin steht typologisch stellvertretend für die fürbittende Esther vor dem König Ahasver nach Buch Ester 5, 1–5 und errettet so ihre jüdischen Landsleute vor dem Untergang. Maria vom Siege ist die barocke Bildsprache für den selbstsicheren Sieg des männlichen Nachkommen der Frau über den Satan aus dem sogenannten Protevangelium nach Gen. 3, 14–15, auch vom Immaculatypus ähnlich ausgedrückt. Bei Maria im Ährenkleid, der sogenannten Weizenfrau, und ähnlichen Schöpfungen fungiert das Ährenkleid als Symbol für Mariens Mutterschaft. Hier wieder hat mittelalterliche Rechtsgepflogenheit ihren Niederschlag gefunden, worin schwangere Frauen Strafmilderung oder -aufschub erwirkten, ein Heilsutilitarismus, den sich der Beter von Maria als Mutter Jesu ebenso zu erwirken suchte.

Wenn gerade diese Bildtypen bevorzugt an den Hausfassaden erscheinen, so sind diese Marienbilder gleich den Floriani-Darstellungen über Dekor und bloßes Hauszeichen²⁹ hinaus marianische Schutz- und Schirmwehr. Damit erfolgt intentional eine Rückbindung auf eine der ältesten Bedeutungen und Funktionen des Marienbildes, die des Schutzes durch Maria als »Gottesmutter des Zeichens«, im byzantinischen Typus die Blacherniotissa-Platytera³⁰ oder russisch Znamenije. Ihr Charakteristikum ist der Clipeus,³¹ der Schild vor Mariens Brust mit dem eingeschlossenen Logosknaben. Dabei kann Maria, meist als Halbfigur erfaßt, den Clipeus halten oder durch ihre Orantenhaltung diesen vor ihrer Brust schwebend unberührt belassen.³² Ihre Bezeichnung »Blacherniotissa« verweist auf die Herkunft des Gnadenbildes aus der bedeutenden Blachernenkirche beim Palast im Blachernenviertel³³ von Konstantinopel, wo Mariens »Maphorion« als bedeutendste Marienreliquie Verwahrung fand. Diese Reliquie ist wirksames Unterpfand und Schutzpanier Konstantinopels und hat wiederholt helfend eingegriffen, so daß am 5. Samstag der



Abb. 1 Znamenije Novgorodskaja Kurskaja-Korennaja Carskoselskaja

Fastenzeit in diesem Gotteshaus ein eigenes Fest begangen wurde, das Gedächtnis des Schutzes Mariens im Awarensturm von 626 auf Byzanz.

Aus der Fülle der Hilfe Mariens³⁴ lassen sich wichtige Daten nennen: das Jahr 561, in dem die Kirche als Fluchtstätte für die sogenannten »Blauen« nach den Ausschreitungen zwischen den Zirkusparteien diente, 563 flüchtete ein gewisser Sergios nach einer Verschwörung gegen Kaiser Justinian I. unter Mariens Schutz, 696 flüchtete dorthin der Sohn Justinians II. Tiberios, den man jedoch tötete, 717 zeigte Maria bei der Zerstörung der arabischen Blockadeflotte ihre Hilfe, 822 erfuhr Michael II., der Stammler, mit seinem Sohn Theophilos im Aufstand des Generals Thomas Hilfe, 864 erfolgte die Vernichtung der russischen Einbaumflotte beim Einfall und 924 führte Romanos I. Lakapenos den Schleier Mariens »gleichsam zum Schilde« bei den Verhandlungen mit dem bulgarischen Zaren Symeon mit sich, 971 stellte Johannes Tzimiskes seinen Feldzug unter den Schutz der Blacherniotissa und 1081 diente das Gnadenhaus erneut als Zufluchtstätte für die Frauen der Komnenenfamilie. Dieses nur lockere Gerüst an Daten ließe sich durchaus verdichten.

Die augenscheinliche, greifbare Hilfe Mariens erbrachte eine intensive und rasche Verbreitung der Blacherniotissa. Bereits 1169/70 spielt derselbe Ikonentypus im Sieg der Nowgoroder über die Susdaler wesentliche Rolle. Die Ikonen³⁵ schildern oft über mehrere Bildzeilen übereinstimmend dieses Ereignis vom Beginn der Einholung der Marienikone der Znamenije aus einer der vielen Kirchen auf der Handelsseite, ihre Translation in feierlicher Prozession über die Wolchow-Brücke auf die befestigte Sophienseite. Die zweite

²⁹ Gelegentlich sind derartige Arbeiten auch gleichzeitig Firmenschild für eine Bildhauerwerkstatt, z. B. bei Johann Baptist Straub, Roman Anton Boos und Ignaz Günther.

³⁰ Gregor Martin Lechner OSB, Zur Ikonographie der »Gottesmutter des Zeichens«, in: Ausstellungskatalog »Kunst der Ostkirche«, Stift Herzogenburg, Wien 1977, S. 77–90.

³¹ Martin Lechner, Imago Clipeata, in: Klaus Wessel / Marcell S. Restle (Hrsg.), Reallexikon zur byzantinischen Kunst III, Stuttgart 1973, Sp. 353–369.

³² Eine Zusammenstellung der gängigsten Varianten der Znamenije bei Heinz Skrobucha, Maria, Russische Gnadenbilder, Recklinghausen 1967, S. 63 ff.

³³ R. Janin, Constantinople Byzantine, Développement urbain et répertoire topographique, Paris 1964, S. 324; ders., La Géographie ecclésiastique de l'Empire byzantin I, 3: Les Eglises et les Monastères, Paris 1969, S. 161–171; Wolfgang Müller-Wiener, Bildlexikon zur Topographie Istanbuls, Byzantion – Konstantinopel – Istanbul bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, Tübingen 1977, S. 223–224.

³⁴ Zusammenstellung bei R. Janin, in: Lexikon der Marienkunde I, Regensburg 1967, Sp. 817 ff.

³⁵ Konrad Onasch, Ikonen, Wien 1980, Tf. 41–43, sämtlich Nowgoroder Schule des 15. Jhs.

Zeile bringt das Heranrücken der Susdaler, den Pfeilbeschuß der Ikone auf der bewehrten Kremlmauer Nowgorods, die dritte Zeile zeigt die Wirkmächtigkeit der wundertätigen Znamenije, auf deren wunderbares Eingreifen die Reiterheiligen Alexander Newskij, St. Georgios, Boris und Gleb an der Spitze als Anführer der Nowgoroder Soldaten erscheinen und im Ausfall aus dem Kreml die verwirrten Susdaler vernichtend schlagen. Der Patriarch Photios benennt diese Ikone »Gottesmutter des Zeichens« als die »uner-schütterliche Mauer«.³⁶ Daß sie als solche geradezu apotropäische Funktion annehmen konnte, zeigt sie z. B. als Relief über dem Südportal der Georgskathedrale von Jurjew-Polski um 1230/34 oder als weiteres Beispiel im Mosaik in der Kahrije Camii³⁷ zu Konstantinopel an der Innenseite des Eingangs im Mitteljoch des Exonarthex. Diese bewußte Lokalisierung eines solchen Marienbildes über den Eingängen oder in deren Nähe zeigt bereits die Schutzfunktion als Art Hausmadonna des Ostens.

Auch der Westen übernimmt³⁸ diesen Typus vom Osten. Als literarische Quelle zeugt hierfür bereits um 800 die alljährliche Akathistos-Feier,³⁹ abgehalten in Venedig und in den Kirchen See-Venetiens. Überhaupt ist im Gebiet Venedigs der Blacherniotissa-Platytera-Typus häufig anzutreffen, des öfteren handelt es sich dabei um autochthone, dislocierte konstantinopolitanische Arbeiten. Eine Ablösung erfolgt schließlich durch den oberitalienischen Sondertypus der Maria della Misericordia,⁴⁰ welcher beispielsweise als Portaltympanonrelief von der Corte Nuova von Bartolomeo Buon im Victoria and Albert Museum zu London⁴¹ vom Jahre 1451 bekannt ist. Hier erscheint charakteristisch der Jesusknabe in einer Mandorla thronend, die gleich einer überdimensionierten Mantelagraffe in Brusthöhe Mariens angebracht ist, während Maria ihren Mantel mit beiden Händen über die Schutzbefohlenen einer franziskanischen Bruderschaft ausbreitet.

Auch unverändert übernommener Platytera-Typus ist im Westen⁴² belegbar, was wieder für die Bildkontinuität spricht. Beispiele hierfür sind die Eingangsminiatur im Evangeliar Heinrich des Löwen von Hermann von Helmarshausen, um 1175, ehemals Welfenbibliothek, oder aus dem beginnenden 13. Jahrhundert das Fresko der Nordkapelle des West-

³⁶ Boris Rothemund, Handbuch der Ikonenkunst, München 21966, S. 229–231.

³⁷ Paul A. Underwood, The Kariye Djami, Vol. 2: The Mosaics, New York 1966, Abb. 20–23.

³⁸ Zusammenstellung des byzantinischen Einflusses im Westen und der Rezeptionsgeschichte bei Karl Kolb, Elëusa, 2000 Jahre Madonnenbild, Tauberbischofsheim 1968, S. 75–89.

³⁹ G. G. Meersseman OP., Der Hymnos Akathistos im Abendland, I: Akathistos-Akoluthie und Grußhymnen; II: Gruß-Psalter, Gruß-Orationen, Gaude-Andachten und Litaneien, Freiburg i. Schw. 1958, 1960, in: Spicilegium Friburgense 2, 3.

⁴⁰ Christa Belting-Ihm, »Sub matris tutela«, Untersuchungen zur Vorgesch. der Schutzmantelmadonna, in: Abh. der Heidelberger Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl., Jg. 1976, 3. Abh., Heidelberg 1976, S. 58 ff., Tf. XXb–XXIIIb, XXIVb.

⁴¹ Gregor Martin Lechner OSB, Maria Gravida, Zum Schwangerschaftsmotiv in der bildenden Kunst, in: Münchner Kunsth. Abh. IX (1981), Kat. Nr. 297.

⁴² Sigfrid H. Steinberg, Abendländische Darstellungen der Maria Platytera, in: Zeitschr. f. Kirchengesch. 51 (1932), S. 512–516.

baues zu St. Pantaleon in Köln, bis hin zum sogenannten »Mariengeld« auf Goldprägungen des 13. Jahrhunderts im Bereich der Numismatik. Auf literarischem Sektor überliefert Jacobus de Voragine ab 1273 in seiner *Legenda Aurea*⁴³ Mariens Schutz in den verschiedensten Marienlegenden. Zum Fest von Mariä Himmelfahrt erzählt er z. B. von den im Sarkophag verbliebenen Marienkleidern, die einem Normannenfürsten bei der Belagerung von Chartres vom Bischof dieser Stadt an einem Speer als Banner entgegengetragen wurden. Beim Anblick des Marienrockes ward das feindliche Heer mit Wahnsinn und Blindheit geschlagen. Da aber die Chartreser Soldaten diese Situation ausnützten, und mit großem Morden unter die Feinde fuhren, verschwand der Marienrock noch zur selben Stunde und die feindlichen Angreifer erhielten ihr Gesicht wieder. Dieselbe vielgelesene Legende bringt zum Himmelfahrtstag Mariens auch die Geschichte der Blachernenkirche zu Konstantinopel, zitiert als Gewährsmänner den hl. Erzbischof Germanus von Konstantinopel und den großen Johannes Damascenus, daß sie in der *Historia Euthymiata* im 3. Buch beim 40. Kapitel folgendes gefunden hätten: »die Kaiserin Pulcheria heiligen Angedenkens, die viel Kirchen bauete zu Constantinopel, auch zu Blachernae eine gar schöne Kirche zur Ehre der heiligen Jungfrau bauete, zur Zeit des Kaisers Marcianus«. Danach habe der Bischof Juvenalis von Jerusalem nach seinem Aufenthalt zur Synode in Chalcedon 451 die Kleider Mariens mit dem Leichentuch nach der Blachernenkirche gesandt, wo sie mit großen Ehren wieder begraben wurden. Daran schließen sich die verschiedensten Schutzwunder Mariens, als deren Gewährsmann hauptsächlich wieder der hl. Johannes von Damaskus gilt.

Ein überaus geschäftiges Denkmal in einer für diesen Bildtypus sonst armen Zeit ist das rotmarmorene Göttweiger Schutzzeichen⁴⁴ des Abtes David Gregor Corner (1631–1648) vom Jahre 1645 im Lapidarium des Göttweiger Kreuzgangrestes. Aus den Aufzeichnungen des Barockcodex' Nr. 896 (rot) fol. 194 ist die alte Lokalisierung desselben bis 1777 über dem Eingangsportal zur Stiftsanlage bekannt. Die Schutzfunktion dieser Tafel ist zudem inschriftlich eingemeißelt mit »Sub Tuum Praesidium«⁴⁵ als deutliches marianisches Schutzzeichen für diese Hausmadonna, die im Typus der Platytera in der westlichen Kunst erscheint. In der seichten Rundbogennische ist Maria in Halbfigur mit dem segnenden Christusknaben als Weltenherrscher in einem hochovalen Clipeus dargestellt. Dieser ist vor Mariens Brust zwischen ihre betenden Hände plaziert. Der Clipeus ist freischwebend wiedergegeben, nur Mariens Fingerspitzen deuten eine leicht stützende Gestik an. Das übliche griechische Kreuz am Maphorion ist an Stelle eines Sternes der Jungfräulichkeit in ein lateinisches Kreuzzeichen abgeändert. Damit haben wir noch für die Mitte des

⁴³ Die *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine aus dem Lateinischen übersetzt von Richard Benz, Heidelberg 1963, S. 650 ff.

⁴⁴ Gregor Martin Lechner OSB, Maria Gravida (s. A 41), Kat. Nr. 287.

⁴⁵ Vgl. auch das Gemälde der Göttweig-Vedute von Fr. Georg Bergmann von 1630 für Abt Georg Falb (1612–1631), in: Göttweig in alten Ansichten, 29. Jahresausstellung des Graph. Kabinetts, Göttweig 1980, S. 17–19, Nr. 5.



Abb. 2 Rotmarmorstein von 1645 unter Abt David Gregor Corner (1631–48) mit marianischem Schutzzeichen Göttweigs.

17. Jahrhunderts den östlichen Platytera-Typus als marianisches Hauszeichen im Westen nachgewiesen.

Im 18. Jahrhundert gibt es nun vor allem bei Ignaz Günther⁴⁶ einen eigenen Typus der Hausmadonna, der diese Clipeustradition übernimmt. Diesem Barocktypus gemeinsam ist die Halbfigurigkeit des Marienbildes,⁴⁷ ihre kompositionelle Einbindung in einen Hoch-

⁴⁶ Peter Volk (s. A 11), Nr. 72, 74–77, S. 161–163.

⁴⁷ Gerhard P. WoECKEL, Ignaz Günther, die Handzeichnungen des kurfürstlich bayerischen Hofbildhauers Franz Ignaz Günther (1725–1775), Weissenhorn 1975, S. 396–398; ders., Franz Ignaz Günther, der große Bildhauer des bayerischen Rokoko, Regensburg 1977, S. 39–50, Abb. 47, 54, 55.

ovalschild und die dezidiert nachgewiesene Anbringung an einem Haus oder einer Kirche als Haus- oder Portalmadonna. Das Flachrelief entspricht der Zweidimensionalität in der Ikonenmalerei. Da ist einmal der Gipsabguß einer Hausmadonna von Ignaz Günther, um 1772 (?) im Bayerischen Nationalmuseum in München, Inv. Nr. 53/20, ehemals angeblich für eine Hausfassade am Marienplatz geplant. Vom Haus Marienplatz Nr. 4 ist 1899 eine Hausmadonna (unter Günthers Einfluß, um 1780) ins Nationalmuseum in München (Inv. Nr. NN 1333) gekommen. Eine weitere Hausmadonna um 1772 (?) mit Maria im Strahlenclipeus stammt ebenfalls von Günther. Der helle, bräunliche Terrakottamodell zeigt heute noch Reste ursprünglicher Vergoldung und nachträglicher Graugrünfassung, Bayerisches Nationalmuseum München Inv. Nr. Ker 3639 aus der Sammlung Hirth zu München. Hinzu kommt das Tympanon des Westportals der Münchner Frauenkirche⁴⁸ Unserer Lieben Frau mit den zugehörigen Entwürfen in der Münchner Staatlichen Graphischen Sammlung von 1771/72 (Inv. Nr. 5765) mit der Inschrift um die Reliefbüste der Maria Immaculata »S. Maria Mat. Dei«, von zwei Puttis gehalten, im Gegensatz zu den Heiligenportalen, wo die Medaillons der weiteren Domkirchenpatrone des hl. Benno, des hl. Papstes Sixtus, des hl. Donatus und des hl. Arsadius ohne Engelassistenten auskommen. Eine Alternativreinzzeichnung Joseph Häringers nach Günther, nach 1772, stellt das westliche Marien- und südliche Donatusportal einander in je einer halbierten Zeichnung gegenüber, was die Unterschiede und die Dominanz des Westportals als Marienhauptportal aufzeigt. Diese Hausmadonnen gehören zu den persönlichsten Werken des Bildhauers Ignaz Günther und fanden nicht selten Nachahmung. Das Medaillon hinter und um das Marienrelief kann auch durch eine Rundnische hinter der Skulptur ersetzt werden, wie etwa bei der Günther'schen Hausmadonna nach 1761 vom eigenen Wohnhaus, Bayerisches Nationalmuseum München, Inv. Nr. 53/2. Die Eichenholzbüste ist in ihrer Umrißform in eine Nische in der Mitte der Fassade des Hauses am Oberanger eingepaßt, so tradiert es eine photographische Aufnahme⁴⁹ um 1930. Dieselbe Plazierung erscheint dann auch bei den Hausmadonnen von Johann Baptist Straub,⁵⁰ etwa um 1759, Bayerisches Nationalmuseum Inv. Nr. 50/113, oder bei der Bleibüste der Immaculata Johann Anton Feuchtmayrs, um 1737/8, über dem Portal der ehemaligen Deutschordenskappelle auf der Insel Mainau.⁵¹

⁴⁸ H. P. Pabst, Die Portale der Frauenkirche in München, in: Beitr. z. altbayer. Kirchengesch., Deutinger Beiträge 29 (1975), S. 11–94; Gerhard P. WoECKEL, Ignaz Günther, (s. A 47), S. 426–449.

⁴⁹ Gerhard P. WoECKEL, Ignaz Günther (s. A 47), Abb. X; Theodor Müller, Ignaz Günther 1725–1775, Hausmadonna von seinem Wohnhaus in München, in: Kunstwerke der Welt aus dem öffentlichen bayerischen Kunstbesitz III, München 1963, Nr. 92.

⁵⁰ Peter Volk (s. A 11), Nr. 70, 73, S. 160–161; Peter Steiner, Johann Baptist Straub, in: Münchner Kunsthist. Abh. VII (1974), Abb. 147.

⁵¹ Ausstellungskatalog »Barock in Baden-Württemberg«, Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution I, Karlsruhe 1981, S. 196 Nr. B 39.



Abb. 3 Ignaz Günther, Gipsabguß der Hausmadonna, um 1772 (?)

Gerhard P. Woeckel als bester Kenner der Werke Günthers verweist in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf wesentlich ältere Vorbilder dieser Hausmadonnen. Seine Ahnenreihe geht zurück bis zu Bronze- und Marmorwerken eines François Duquesnoy im beginnenden 17. Jahrhundert zu Rom. Ein weiteres Vorbild ist ihm das im mittleren 17. Jahrhundert entstandene Marienrelief in Hochovalform eines unbekannten Meisters am ehemaligen Palazzo Albani, dem Palazzo del Drago, einem von Domenico Fontana erbauten Eckhaus bei Quattro Fontane in Rom. Gustav Gugitz verweist sogar bis zum byzantinischen Marienbildtypus der sogenannten »Agiosoterissa«. ⁵² Dieser Verweis betrifft jedoch mehr als nur den Typus der »Maria mit dem geneigten Haupte«. Denn der Schild ist nicht nur Rahmenmedaillon, sondern zeigt die ursprüngliche Schutz- und Schirmbedeutung des Clipeus mit auf.

⁵² Boris Rothemund, Handbuch der Ikonenkunst (s. A 36), S. 271.



Abb. 4 Ignaz Günther, Terrakotta-Bozzetto um 1772 (?) mit Maria im Strahlenkranz als Hausmadonna

Im Terrakottabozzetto Günthers »Maria in der Strahlenglorie« ist das Rahmenmedaillon von einem Strahlenbündel mit Puttis hinterfangen. Der rechte Ganzputto ist deutlich in demonstrativem Gestus wiedergegeben, der den Marienschild als Phänomenon vorweist, Parallele zum Znamenije-Bild über den Mauern von Nowgorod oder Konstantinopel. Hier treten Engel an die Stelle Mariens, die dort den Logosknaben zeigt. An Stelle der Hierarchen des Ostens lassen Engel die Theotokos als die Gottesgebäerin, als Schild und Schutz erscheinen. Diese Gestik wiederholt sich im ausgeführten Westportal der Münchner Frauenkirche von 1771/72 nach den Entwurfzeichnungen Günthers in der dortigen Graphischen Sammlung. Der Marienschild ist von den Attributen der Lauretanischen Litanei hinterlegt, die wieder Herkunft und Wurzel im östlichen Akathistos-Hymnos haben, der, wie bekannt, über Venedig in den Westen Eingang gefunden hat.

Damit wird deutlich, daß Ignaz Günther und gleichgesinnte Künstler mit ihren Medaillonbildern als Hausmadonnen unbewußt einen alten, längst sanktionierten Bildtypus aufgreifen und damit am Ende einer langen Entwicklung wieder zum Ausgang und Vorbild zurückkommen: das westliche typische Schutz- u. Schirmpanier, das sich in vorikonoklastischer Zeit bereits in Konstantinopel ausgebildet hatte, erhält nunmehr im 18. Jahrhundert im Marienmedaillon seine ausgereifte, endgültige Gestalt. Damit ist auch im Abend-

land die Mariendarstellung im Schildverbund legitimste und adäquateste Form der Hausmadonna mit kontinuierlicher Tradition bis zurück zu Byzanz.

Das »Sub tuum Praesidium« ist Vorstufe und Voraussetzung für die »Causa nostrae Laetitia«, ihr fortdauernder Schutz ist der Grund unserer Freude und Fröhlichkeit, wie dies das Spruchband unterhalb des Marienreliefs am Wohnhaus Johann Baptist Straubs und Roman Anton Boos' bezeugt, zitiert nach den Anrufungen der traditionsreichen Lauretanischen Litanei.

Die Vorgänge des Wettlaufs der Menschheit mit sich selbst üben auf den Wohnungsbau eine vernichtende Wirkung aus. Nicht nur die kommerzielle Erwägung, daß massenhaft herstellbare Bauteile billiger kommen, sondern auch die alles nivellierende Mode führen dazu, daß an allen Stadträndern aller zivilisierten Länder Massenbehausungen zu Hunderttausenden entstehen, die nur an ihren Nummern voneinander unterscheidbar sind und den Namen »Häuser« nicht verdienen, da sie bestenfalls Batterien von Ställen für Nutzmenschen sind, um dieses Wort einmal in Analogie zu der Bezeichnung »Nutztiere« zu prägen. Leghornhennen in Batterien zu halten gilt mit Recht als Tierquälerei und Kulturschande. Analoges Menschen zuzumuten wird als völlig erlaubt angesehen, obwohl gerade der Mensch eine solche im wahrsten Sinne des Wortes menschenunwürdige Behandlung am allerwenigsten verträgt.

Konrad Lorenz, Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit (1973), S. 29

Roland Thiele

Altstadtsanierung: Zum Beispiel Neuburg an der Donau

I. STADTGESCHICHTE

Civitas Nova, Stadtgeschichte von der Römerzeit bis zum 15. Jh.

Neuburg a. d. Donau ist wie Regensburg und Salzburg eine der auf römischem Siedlungsboden erwachsenen bayerischen Altstädte. Einer vorgeschichtlichen Besiedlung des Stadtberges folgte im 4. Jahrhundert die Errichtung eines Kastells auf diesem strategisch wichtigen Platz der Donaugrenze mit einem durch eine Insel erleichterten Donauübergang.

Die befestigte Siedlung auf dem Stadtberg von Neuburg muß nach dem Abzug der Römer bis in merowingische Zeit in irgendeiner Form überlebt haben. Aus der römischen



Abb. 1 Ansicht der Stadt Neuburg a. d. Donau von Nordosten nach M. Merian, 1634

Festung wurde die *civitas nova*, das Niwinburg des 8. Jahrhunderts. Die weiteren Stationen der frühen, stadtgleichen Siedlung waren ein Bischofssitz im 9. Jahrhundert und ein fränkischer Königshof mit Pfalzfunktion, der von Kaiser Heinrich II. im Jahr 1002 in ein Benediktinerinnenkloster umgewandelt wurde. Im Bereich der Pfalz bzw. des späteren Benediktinerinnenklosters ist schon vor 1000 der Markt entstanden. Wir können in dieser Zeit den alten ummauerten Kernstadtbereich an der Ostseite des Stadtberges mit Pfalz- und Martinskirche, den eigens befestigten Bereich der Urfparrei „St. Peter“ und die Vogteiburg an der Westspitze des Stadtberges sowie die ersten Ansätze der sich östlich zu Füßen der Oberen Stadt erstreckenden Unteren Vorstadt unterscheiden, die sich um den alten, zum Königshof auf dem Stadtberg gehörenden Wirtschaftshof entwickelte. Bürger im Rechtssinn waren zunächst nur die auf dem Stadtberg Ansässigen, in der Ebene siedelten die Kammerbauern und Fronfischer, die ursprünglich mit ihren Höfen und Fischrechten dem Königshof unterstanden.

Mit dem Jahr 1247, als sich die Wittelsbacher im Dreieck Lech – Donau – Paar endgültig durchsetzten, endete die fränkisch-königliche Entwicklung der Stadt Neuburg. Das Neuburger Land wurde als wittelsbachisches Landvogtamt organisiert. Kaiser Ludwig der Bayer förderte seine Stadt 1332 durch die Verleihung eines neuen Stadtrechtes. Der Stadtberg wurde durch ein Siedlungsprivileg Herzog Stefan III. im 15. Jahrhundert vollständig bebaut und mit einer einheitlichen Festungsmauer umgeben, die an der flacheren Südseite durch einen tiefen Graben verstärkt wurde. In dieser Zeit errichtete Herzog Ludwig der Gebartete von Bayern-Ingolstadt am Ostende des Stadtberges eine größere Schloßanlage, die als Nebenresidenz diente.

Die Pfalzgrafenzeit

Haupt- und Residenzstadt Neuburg a. d. Donau

Den wichtigsten Höhepunkt der Stadtgeschichte markiert die Gründung des Fürstentums Pfalz-Neuburg im Jahre 1505, als durch den Kölner Spruch Kaiser Maximilians der Landshuter Erbfolgekrieg beendet wurde. Neuburg wurde Haupt- und Residenzstadt des neuen Territoriums. Die baufreudigen Neuburger Fürsten haben in der Folge das mittelalterliche Stadtbild vollständig verändert, so daß Neuburg heute als Stadt der Renaissance und des Barocks erscheint.

Pfalzgraf Ottheinrich erbaute 1520–55 den Nord-, West- und Südflügel des Schlosses völlig neu. Unter Pfalzgraf Philipp Ludwig wurde um 1605 die Hohe Schanze erbaut, eine sternförmige Befestigungsanlage, welche nicht nur die Vorstädte, sondern auch im Westen einen großen, von Bebauung bis ins 19. Jahrhundert freibleibenden Bereich einschloß und die Donaubrücke durch Anlage eines befestigten Brückenkopfes am Nordufer absicherte. Die bauliche Entwicklung auf dem Stadtberg war mit der Errichtung des Ostflügels der Residenz mit seinen beiden, die Ebene weithin beherrschenden Türmen abgeschlossen.

Der Ausbau der Unteren Vorstadt erreichte einen Höhepunkt durch den 1723–26

errichteten Neubau der Hl.-Geist-Kirche, die mit dem 1520 erbauten Bürgerspital eine wichtige städtebauliche Dominante bildet.

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts verlagerte sich die Wirtschaftstätigkeit von der Oberen in die Untere Vorstadt. Sie verlor dementsprechend an Bedeutung, vor allem nach 1802, als nach Auflösung des Fürstentums Pfalz-Neuburg immer mehr Behörden wegverlegt oder aufgelöst wurden und mit dem Ende der Hofhaltung 1832 und der Auflösung der Klöster der höfische Glanz Neuburgs erlosch.

Weltkriege und Neue Zeit

Um 1820 hatte Neuburg 5060, im Jahr 1900 erst 6400 Einwohner. Entsprechend dem

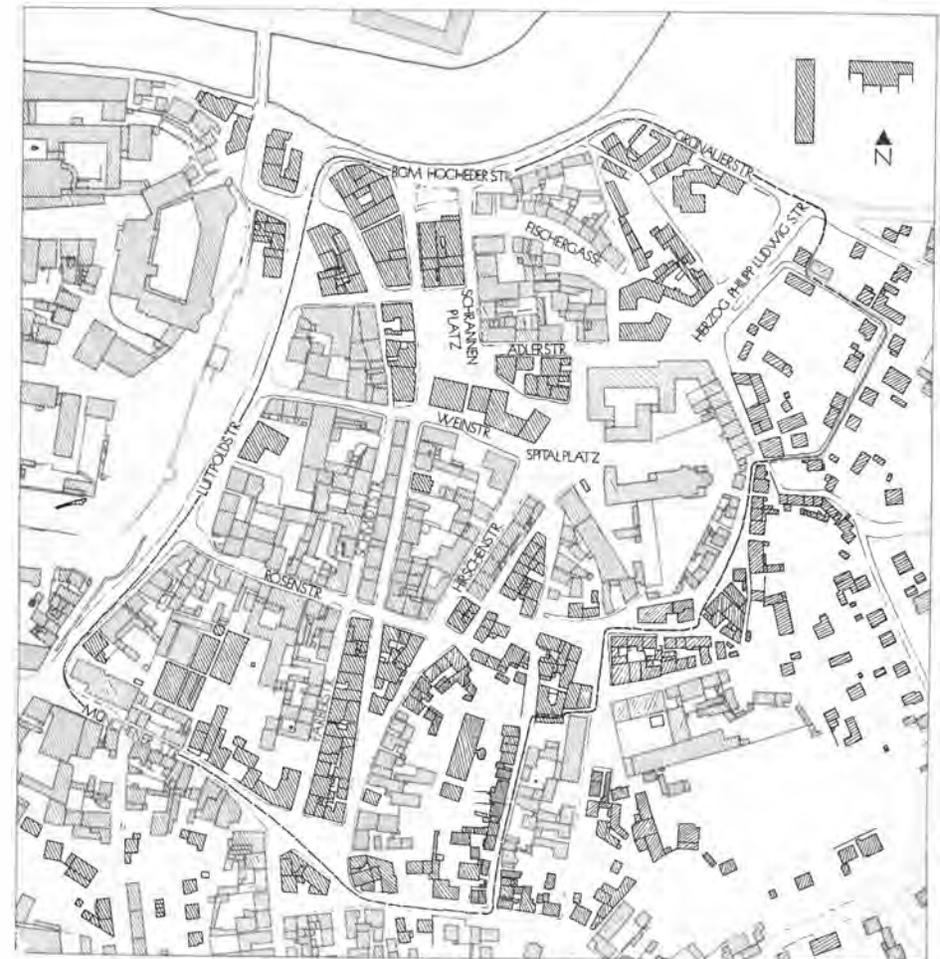


Abb. 2 Untersuchungsgebiet I »Untere Altstadt«

geringen Bevölkerungswachstum wurden nur kleinere Stadterweiterungen, z. B. südlich der Oberen Vorstadt an der Bahnhofstraße, vorgenommen. Den Zweiten Weltkrieg überstand die Stadt weitgehend unzerstört.

Durch den Zustrom von Heimatvertriebenen und allgemeine Zunahme der Bevölkerung stieg die Zahl der Einwohner nach dem Zweiten Weltkrieg auf rund 14 000 Einwohner. Neuburg wurde wieder Garnison und ab 1960 begann ein gewisser industrieller Aufstieg durch die Neuansiedlung von Gewerbe- und Industriebetrieben im Osten der Stadt, welche die bodenständige kreideverarbeitende Industrie ergänzten. Für die gewachsene Stadtbevölkerung wurden neue große Siedlungsgebiete im Osten und Süden – Ostend und Schwalbanger – geschaffen. Außerdem verstärkte sich der Bevölkerungszustrom auch im Nordviertel jenseits der Donau und in den Randgemeinden, besonders in Heinrichsheim. Die Kernstadtbevölkerung beträgt heute rund 20 000 Einwohner.

II. DIE UNTERE ALTSTADT

Erste Pläne und das Ende des Wachstums

Mit der Oberen und Unteren Altstadt besitzt die Stadt Neuburg zwei Zentrumsgebiete von ganz unterschiedlicher Topographie, Baustruktur und Sanierungsproblematik. Es wurden daher folgerichtig zwei verschiedene Untersuchungsgebiete festgelegt und ebenso unterschiedliche Sanierungsziele formuliert.

Im Untersuchungsgebiet I, der »Unteren Altstadt«, befindet sich im Bereich zwischen Donaukai und Münchener Straße das Geschäftszentrum, das sich bisher in dieser relativ großen Fläche von 17,5 ha ohne eigentlichen Mittelpunkt ausdehnte. Dichten Geschäftsbesatz weisen die Färber-, Schmid- und Rosenstraße sowie die Münchener- und Luitpoldstraße auf. Die im Untersuchungsgebiet liegenden Gebäude sind zu etwa zwei Drittel sowohl gewerblich als auch zum Wohnen genutzt. Nur insgesamt 5% aller Gebäude sind ausschließlich gewerblich genutzt, im Bereich nordöstlich der Adlerstraße herrscht die Wohnnutzung vor. Das Gebiet umfaßt rund 1000 Einwohner.

Die Vorgeschichte der Sanierungsplanung beginnt im Jahr 1971. Im Juni dieses Jahres wurde vom Stadtbauamt eine Studie zur Verkehrs- und Versorgungsstruktur der Stadt Neuburg vorgelegt, deren wesentliche Elemente die Anlegung eines Tangentenvierecks von Straßen um den Innenstadtkern und die Neuschaffung eines Straßendurchbruches vom Spitalplatz zur Grünauer Straße darstellten. Am 6. Dezember 1971 wurde dann vom Stadtrat beschlossen, im Bereich der Unteren Altstadt vorbereitende Untersuchungen durchzuführen. Im Herbst 1972 wurde auf der Grundlage der Verkehrsstudie und eines Wirtschaftsgutachtens (Ingesta-Köln) ein städtebaulicher Ideenwettbewerb zur Neugestaltung der Innenstadt durchgeführt.

Die ersten Gutachten gingen von einem ganz erheblichen Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum aus. Die Verkehrsstudie prognostizierte z. B. ein Bevölkerungswachstum

von 17 500 Einwohnern im Jahr 1966 auf 35 000 Einwohner im Jahre 1990. Außerdem wurde im Wirtschaftsgutachten ein reales Einkommenswachstum von 4 bis 4,5% pro Jahr angenommen, was zu einem zusätzlichen Flächenbedarf von 19 000 bis 29 000 m² für Einzelhandel und Dienstleistungsgewerbe geführt hätte. Gefordert wurde aufgrund dieser Daten eine völlige Erneuerung und Aufzoning der Stadtmitte, neue Erschließungsstraßen und Parkmöglichkeiten und die Errichtung großflächiger Fußgängerbereiche. Diese Zielvorstellungen fanden dann in einem städtebaulichen Ideenwettbewerb ihren Niederschlag; die beiden ersten Preisträger schlugen eine weitgehende Flächensanierung und Umstrukturierung vor.

Solche Pläne stießen alsbald auf die Kritik der Betroffenen. Weder waren die Anlieger für die geplanten Tangentenstraßen, noch die Hausbesitzer für die umfangreichen Abbruch- und Neubaumaßnahmen zu gewinnen. Die vorgeschlagene weitgehende Umstrukturierung des historisch gewachsenen Stadtteiles wurde von den Betroffenen abgelehnt. Außerdem wurde immer deutlicher, daß die überzogenen Wachstumserwartungen niemals realisiert werden könnten.

Sanierungsplanung am Schranken- und Spitalplatz

Trotz der anfänglichen Auseinandersetzungen mit den Betroffenen gelang es der Stadt in den Jahren 1971 bis 1973, in ganz wesentlichem Umfang den vorbereitenden Grunderwerb im Bereich Schranken- und Spitalplatz durchzuführen. Insbesondere konnte das Molkereigelände erworben werden, wobei in der Folge dieser Betrieb in das Gewerbegebiet an der Grünauer Straße aussiedelte. Die Stadt versuchte dann mit der Ausweisung kleiner Sanierungsgebiete weiterzukommen. Nachdem im März 1975 das Ergebnis der vorbereitenden Untersuchungen vorlag, wurden zwei Sanierungsgebiete mit 1,43 ha förmlich festgelegt. In diesen Gebieten wurden dann erste Maßnahmen wie z. B. die Absiedlung des Stadtbauhofes aus dem Sanierungsgebiet »Kindergarten« und einzelne Abbruch- und Neubaumaßnahmen im Bereich des Sanierungsgebietes »Schrankenplatz« durchgeführt.

Es zeigte sich aber, daß diese Sanierungsgebiete wegen der städtebaulichen Verbindungen zu den angrenzenden Bereichen für eine sinnvolle Planung zu klein waren. Nach weiteren vorbereitenden Untersuchungen für den Bereich »Spitalplatz« wagte die Stadt daher einen planerischen Neuanfang mit der Einholung von Plangutachten im Jahre 1977 aus drei Architektenteams. Zentrale Probleme waren die Schaffung des Marktplatzes am Schrankenplatz und seine städtebauliche Verbindung mit dem östlich gelegenen Spitalplatz, wobei die wichtige Blickverbindung vom Schrankenplatz mit dem hoch darüber liegenden Ostflügel des Schlosses zum Spitalplatz und der barocken Heilig-Geist-Kirche zu beachten war. Außerdem war die Bebauung des ehemaligen Molkereigrundstückes am Spitalplatz zu klären, wo der Stadtrat anstelle einer erst angestrebten intensiven Nutzung (Kaufhaus) schließlich eine aufgelockerte gemischte Nutzung mit Geschäften im Erdgeschoß und Wohnungen in den Obergeschossen wünschte. Schließlich war auch die Frage

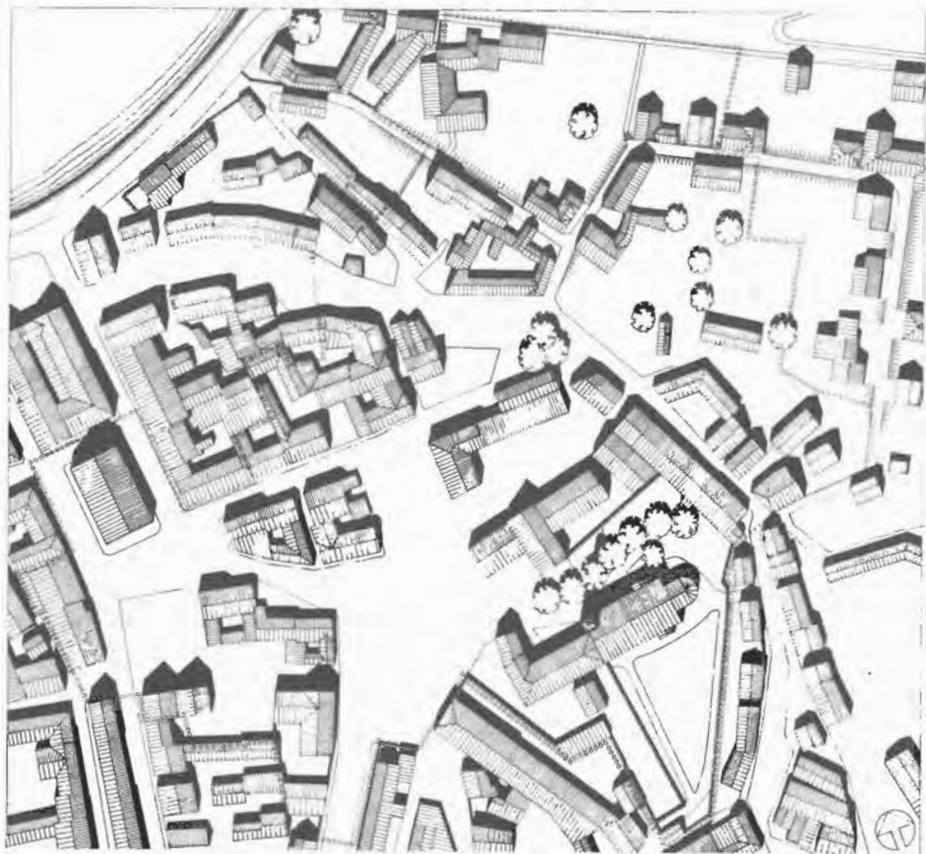


Abb. 3 Baukörper- und Dachstruktur des Sanierungsgebietes »Schrankenplatz / Spitalplatz« vor der Sanierung

des Straßendurchbruches zur Grünauer Straße mit all seinen städtebaulichen und denkmalpflegerischen Problemen (Durchbruch durch die historische Schanzenanlage) zu lösen.

Nach einem zusammenfassenden Gutachten des Architekten von Werz entschied sich der Stadtrat für die Arbeit des Architektenteams Gaenssler/Hugues, München. Deren Entwurf sah den Abbruch eines 1938 errichteten Lichtspieltheaters vor, das mit seiner Baumasse den nördlichen Teil des Schrankenplatzes vollständig ausfüllte. Als Ersatz dafür wurde vorgeschlagen, auf dem Platz der früher abgebrochenen barocken Mazillisschule ein zweigeschossiges Gebäude mit öffentlicher Nutzung zu errichten. Im Gegensatz zu früheren Plänen sollte die Verbindung zwischen Schranken- und Spitalplatz entsprechend den historischen Gegebenheiten freigehalten werden. Für den Spitalplatz schlugen die Architekten vor, diesen im Nordteil bis auf die Straßenbreite der Verbindungsstraße zur Grünauer Straße zu verkleinern, so daß der Platz sich nur noch im südlichen Bereich

trichterförmig zur Heilig-Geist-Kirche mit dem Bürgerhospital öffnet. Für die Bebauung des Molkereigrundstückes wurde eine Gruppierung von Baukörpern um zwei begrünte Innenhöfe und die Errichtung einer Tiefgarage vorgeschlagen. Eine weitere Tiefgarage sollte, falls möglich, am Schrankenplatz errichtet werden.

Auf der Grundlage dieser Pläne gelang es dann relativ rasch (bis zum Juni 1979), das Sanierungsgebiet »Spitalplatz«, das den gesamten westlichen Planungsbereich abdeckte, förmlich festzulegen. Der Sanierungsbebauungsplan trat zum 1. April 1981 in Kraft. Dieser Bebauungsplan wurde durch einen Grünordnungsplan ergänzt, der für den als strengen Rechteckplatz gestalteten Schrankenplatz eine die Platzwände parallel begleitende Baumreihe vorsieht und der überhaupt eine großzügige Begrünung der übrigen Straßen und Plätze festschreibt.

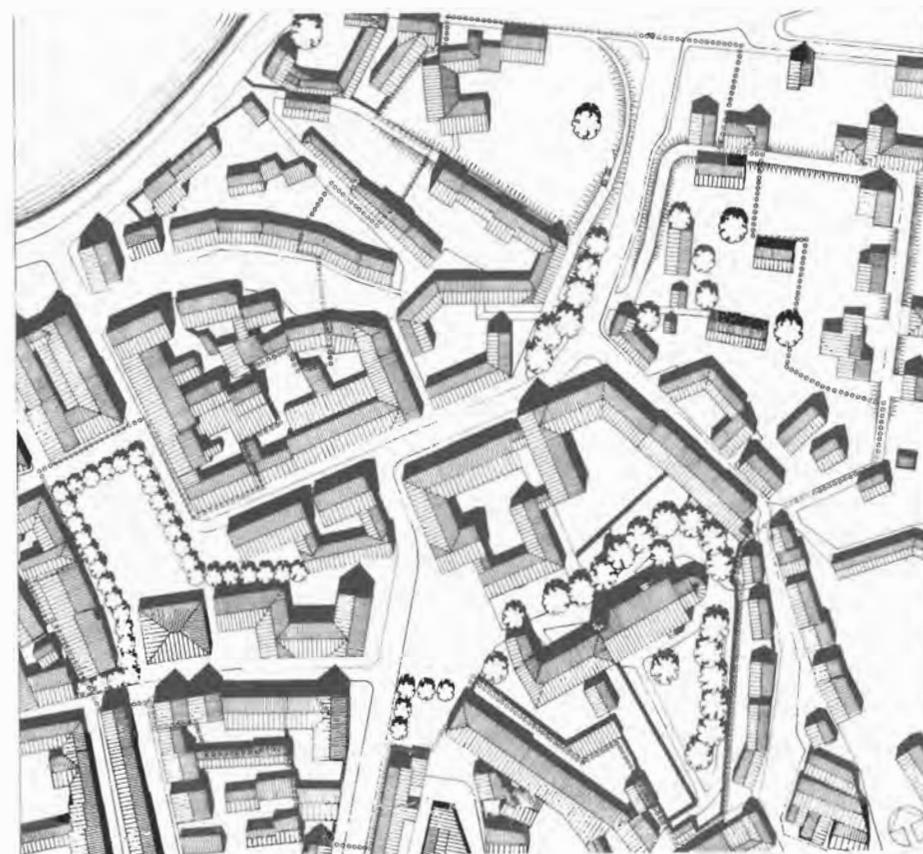


Abb. 4 Baukörper- und Dachstruktur nach Durchführung der Sanierungsmaßnahmen 1983; Gaenssler/Hugues; durch eine eindeutige Ausformung der Straßen, Plätze und Baukörper gewinnt die stadträumliche Struktur wieder eine feste Ordnung



Abb. 5 Blick vom Schrankenplatz auf die Heilig-Geist-Kirche am Spitalplatz; Gaenßler, München

Am Schranken- und Spitalplatz ergab sich durch die unumgänglich gewordenen umfangreichen Abbruchmaßnahmen de facto eine Flächensanierung. Außer dem Schloßtheater und der ehemaligen Molkerei wurden im Jahr 1982 die gesamte Bauzeile zwischen Schranken- und Spitalplatz (vier Anwesen) und die Bebauung nördlich der Adlerstraße und östlich der Fischergasse mit neun Häusern abgebrochen. Außerdem mußten im Bereich des Straßendurchbruches zur Grünauer Straße vier Anwesen abgebrochen werden. All diese Maßnahmen wurden auf freiwilliger Basis mit den Eigentümern durch Eigentümersanierungs- oder Kaufverträge vereinbart. Die Eigentümer veräußerten in der Regel ihre Grundstücke an die Stadt und erhielten, soweit sie dies wünschten und bauen wollten, ein neues entsprechend dem Sanierungsbebauungsplan zugeschnittenes Grundstück.

Das Molkerei-Grundstück wurde an die HDW-Grundstücksverwertungs-GmbH München verkauft, die sich zum Bau des Spitalplatz-Centers entsprechend dem Bebauungsplan und zur Errichtung der Tiefgarage verpflichtete. In dieser Tiefgarage sind 90 private und Kundenstellplätze sowie zusätzlich 60 öffentliche Stellplätze untergebracht. Die Gestaltung des Bauwerkes und seiner Außenanlagen wurde durch ein vorheriges Auswahlverfahren unter mehreren Bewerbern mit Hilfe von genauen Plänen und Modellen festgelegt und die sofortige Baudurchführung sichergestellt. Auf diese Weise konnte die Stadt erreichen, daß die gesamten abgebrochenen und zur Wiederbebauung vorgesehenen Flächen im Sanierungsgebiet »Schrankenplatz/Spitalplatz« bis auf ein Grundstück, das bis 1985 bebaut werden soll, in den Jahren 1982/83 bebaut wurden und so der Sanierungsbebauungsplan in einem Zug verwirklicht wurde. Außerdem wurde im September 1982 mit der Errichtung einer zweiten Tiefgarage am Schrankenplatz mit 47 Stellplätzen begonnen, die gleichzeitig als Schutzraum für den Kriegs- und Katastrophenfall dient. Derzeit ist der Ausbau des Schrankenplatzes als Marktplatz und Fußgängerbereich sowie der angrenzenden Pferd- und Adlerstraße zusammen mit dem Spitalplatz im Gange.

Insgesamt wurden in den Sanierungsgebieten »Schrankenplatz« und »Spitalplatz« 90 Wohnungen mit 8548 m² Wohnfläche und 7951 m² Geschäftsfläche errichtet. Von privaten Eigentümern wurden im Zuge der Neubaumaßnahmen in diesem Bereich rund 40 Mio. DM investiert. Die Stadt hat dort im Rahmen der Städtebauförderungsmaßnahmen rund 12 Mio. DM und im übrigen für den Bau eines Hauptsammlers und der Verbindungs-

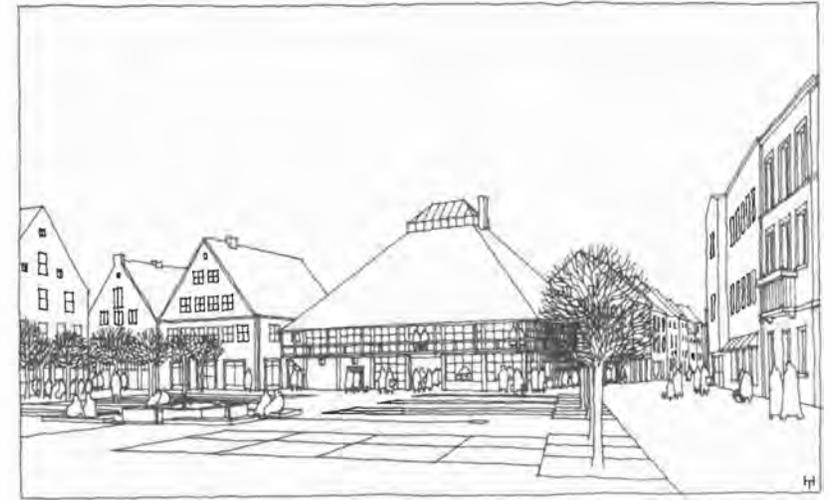


Abb. 6 Schrankenplatz mit neuem Markthaus, Entwurf Hugues, München

straße von der Grünauer Straße zum Spitalplatz nochmals rund 2,7 Mio. DM, also insgesamt rund 14,7 Mio. DM investiert. Das Verhältnis von privaten zu öffentlichen Investitionen ergibt, daß für jede Mark Sanierungsmittel, die von der Stadt ausgegeben wurde, 2,70 DM von Privatleuten allein in Neubauten investiert wurden.

»Königshof« und »Fürst-Garten« – Zukunft bis zur Münchener Straße

Sanierungsgebiete mit großflächigen Abbruch- und Neubaumaßnahmen unter gleichzeitiger Schaffung neuer Straßen und Plätze werden auch in Neuburg a. d. Donau künftig der Vergangenheit angehören. Die Stadt besitzt jedoch im Untersuchungsgebiet I mit den Bauquartieren »Königshof« und »Fürst-Garten« zwei Bereiche, die ohne große Eingriffe in die vorhandene Bausubstanz eine erhebliche Aufwertung der städtebaulichen Situation erlauben. In den beiden nahezu quadratischen Bauquartieren bieten nämlich nahezu freie, große Innenbereiche die Möglichkeit zur Schaffung von Tiefgaragen und begrünten Fußgängerbereichen. Im geplanten Sanierungsgebiet »Königshof« wurde der innere Freibereich bereits durch den Abbruch eines ehemaligen BayWa-Lagerhauses geschaffen. Im künftigen Sanierungsgebiet »Fürst-Garten« muß als Voraussetzung zur Schaffung eines derartigen begrünten Innenbereiches eine Gärtnerei abgesiedelt werden.

Diese beiden Fußgängerbereiche sollen durch Passagen an die umliegenden Straßen angebunden werden, so daß eine Durchquerung des Geschäftszentrums für den Fußgänger von Nord nach Süd und Ost nach West getrennt vom Fahrverkehr auf kürzestem Wege möglich wäre und sich für die Geschäftsnutzung der vorhandenen Hauptgeschäftsstraßen neue interessante Möglichkeiten ergeben. Bei einer Begrünung der Innenbereiche würde

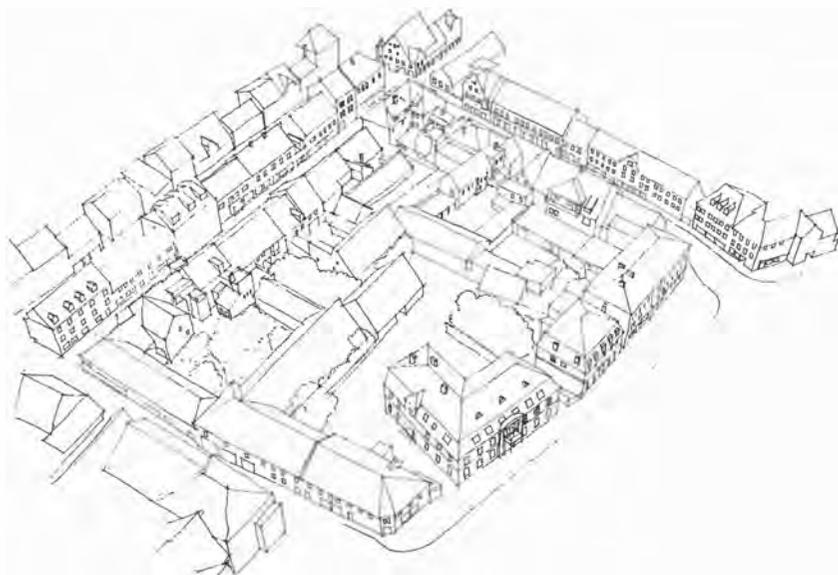


Abb. 7 Sanierungsgebiet Königshof vor Beginn der Sanierungsmaßnahmen 1981

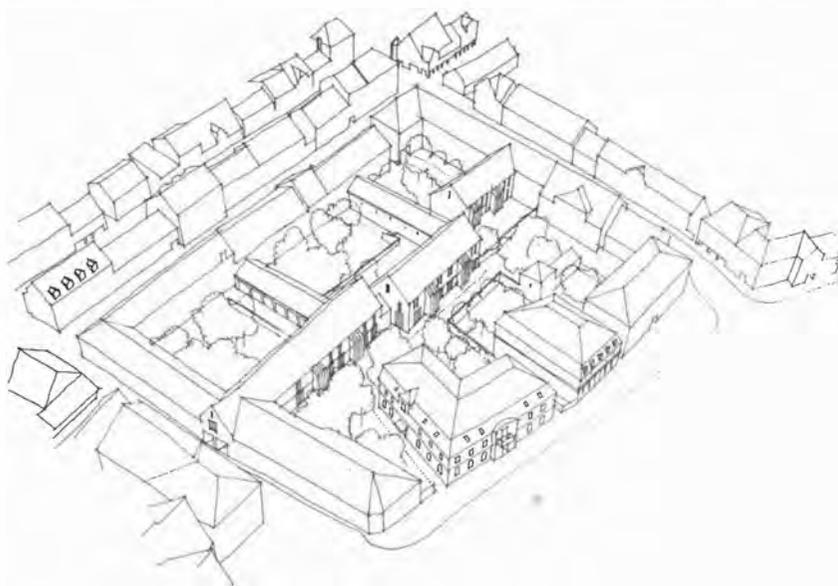


Abb. 8 Sanierungsgebiet Königshof; Entwurf zur Neugestaltung Gaenßler/Hugues, München

sich auch der Wohnwert im Innenstadtbereich wesentlich verbessern, womit auch das zweite Sanierungsziel, die Aufrechterhaltung der Funktionsmischung von Wohnen und Handel erreicht werden könnte. Zu diesem Zweck sollen im rückwärtigen Bereich in geringem Umfang noch überbaubare Flächen geschaffen werden, die zur Errichtung von Wohnhäusern, z. B. für die Geschäftsinhaber, dienen könnten.

Diese Sanierungsplanungen sollen beginnend beim »Königshof« nach Abschluß der Sanierung am Schranken- und Spitalplatz schon ab 1984 verwirklicht werden. Die entsprechenden Bebauungspläne wurden an das Architektenbüro Gaenßler/Hugues, München, in Auftrag gegeben. Für 1985 ist der Baubeginn für die Tiefgarage im »Königshof« geplant. Die bestehenden Hauptgeschäftsstraßen (Rosen-, Färber- und Schmidstraße) sollen entsprechend den Wünschen der Anlieger auf Dauer als verkehrsberuhigte Einkaufsstraßen ohne Trennung von Geh- und Fahrweg neu gestaltet werden.

III. DIE OBERE ALTSTADT

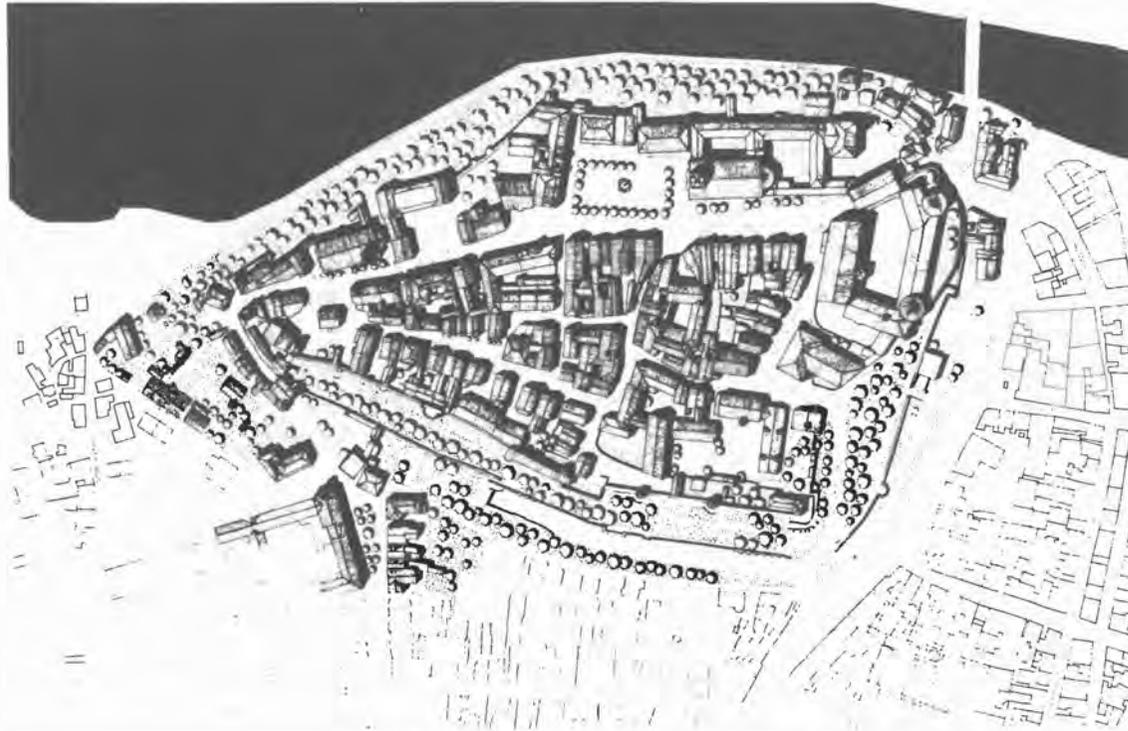
Das Ensemble und seine Probleme

Die Obere Altstadt von Neuburg an der Donau ist eines der bedeutendsten Denkmalensembles Bayerns. Weithin beherrscht der Stadtberg mit seinen monumentalen Bauten das Donautal und die zu seinen Füßen liegenden Vorstädte. Die Sanierungsproblematik für diesen Stadtteil ergab sich aus drei, miteinander zusammenhängenden Entwicklungen, die ihre Wurzeln schon im 19. Jh. hatten:

1. Die Verlagerung des Geschäftszentrums in die Untere Altstadt.
2. Der Wandel der Bevölkerungsstruktur von einer großbürgerlichen Bevölkerung aus Beamtenschaft, Militär und Adel zu einer Wohnbevölkerung mit geringen und mittleren Einkünften sowie einem seit dem Abbau der kriegsbedingten Wohnungsnot steigenden Rentneranteil.
3. Der ständige Verlust von Zentrumsfunktionen durch Abzug von zentralen Behörden. Entsprechend konnte Gisela Vits in der Bayerischen Staatszeitung vom November 1974 noch feststellen: »Neuburg besitzt eine der schönsten Altstädte Bayerns, aber auch eine der leblosesten«.

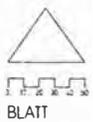
Das Untersuchungsgebiet II »Obere Altstadt«

Die aufgezeigten Probleme veranlaßten den Stadtrat am 6. Mai 1974, die Obere Stadt als Untersuchungsgebiet auszuweisen. Mit der Durchführung der vorbereitenden Untersuchungen wurde das Architektenbüro G. Knopp, München, beauftragt. Die Sozialplanung übernahm die Arbeitsgruppe für Sozialforschung Rohmberg und Zimmermann in München. Diese legten bis Januar 1975 einen ersten Zwischenbericht und zum Februar 1977 den Abschlußbericht vor.



ALTSTADTSANIERUNG
NEUBURG A.D. DONAU

BESTANDSAUFNAHME
BAUMMASSEN



- GEBÄUDE BAUMASSE
- BAUM
- GRÜNFLÄCHE

ARCHITEKTURBÜRO DIPL.ING. G.KNOPP ARCHITEKT BDA/SRL
PROJEKTLEITUNG: DIPL.ING. F.SCHOTT ARCHITEKT SRL

Abb. 9 Obere Altstadt: Baukörper- und Dachstruktur, Knopp/Schott, München

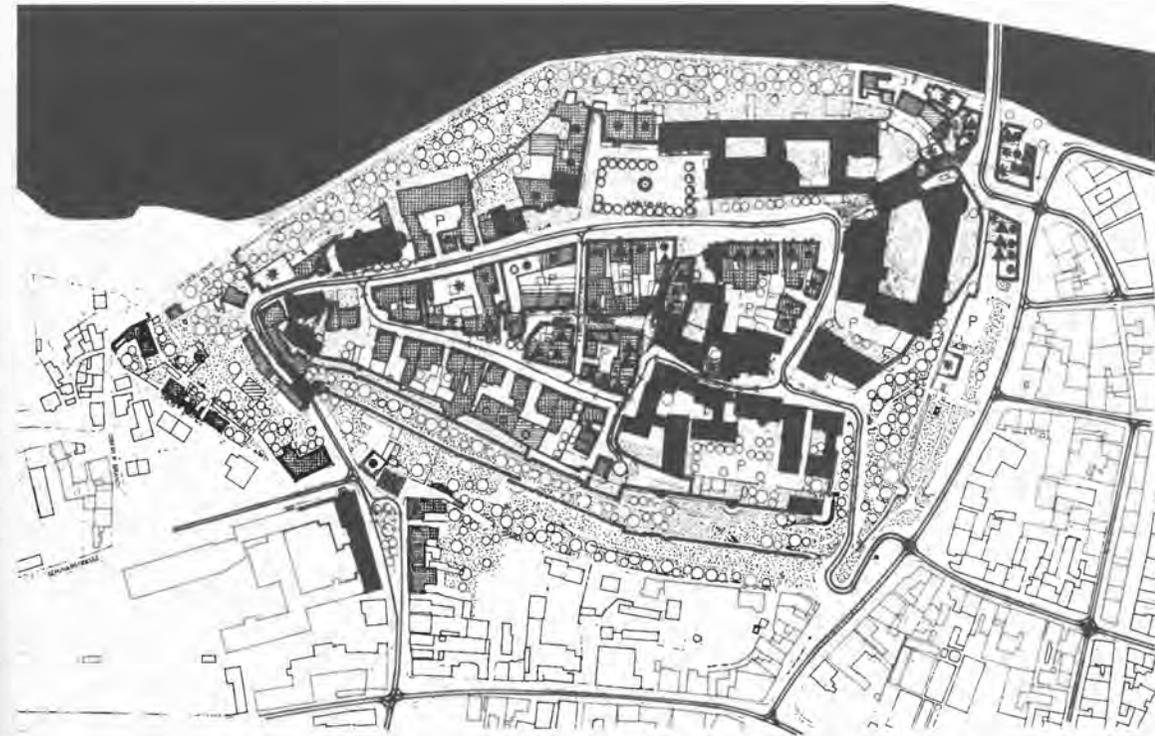
Das Untersuchungsgebiet wurde aufgrund der Stadtratbeschlüsse vom 6. Mai 1974 um die Leopoldineninsel und den Wolfgang-Wilhelm-Platz sowie vom 9. November 1979 durch das Gebiet der ehemaligen Lassigny-Kaserne ergänzt.

Im Gegensatz zur Unteren Altstadt bestand für die Obere Altstadt von Anfang an ein völliger Konsens, daß in diesem Bereich nur auf Erhaltung der Bausubstanz zielende

Baumaßnahmen durchgeführt werden dürften. Schon am 15. Dezember 1970 war eine Gestaltungsverordnung erlassen worden, in der die Fassadengestaltung bestimmten einschränkenden Regeln unterworfen worden ist.

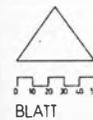
Der Untersuchungsbericht stellte demgemäß für diesen Stadtteil vier wichtige Aufgaben:

1. Gebäudesanierung,
vor allem mit dem Ziel der Verbesserung der Wohnverhältnisse,



ALTSTADTSANIERUNG
NEUBURG A.D. DONAU

PLANUNG
RAHMENPLAN



- | | |
|--|---|
| <p>VERKEHR</p> <ul style="list-style-type: none"> FLIESSENDER VERKEHR RUHENDER VERKEHR FUSSGÄNGERBEREICHE <p>GESTALTELEMENTE</p> <ul style="list-style-type: none"> GRÜNFLÄCHEN MIT BÄUMEN RAUMBEGRENZUNGEN GEBÄUDEGRENZEN | <p>NÜTZUNGEN</p> <ul style="list-style-type: none"> WOHNEN EINKAUFEN BÜRO-PRAXIS-BANK GASTSTÄTTE-HOTEL-CAFÉ NICHTSTÖRENDES GEWERBE ÖFFENTLICHE EINRICHTUNGEN |
|--|---|

ARCHITEKTURBÜRO DIPL.ING. G.KNOPP ARCHITEKT BDA/SRL
PROJEKTLEITUNG: DIPL.ING. F.SCHOTT ARCHITEKT SRL

Abb. 10 Obere Altstadt: Rahmenplan, Knopp/Schott, München



Abb. 11 Die Obere Stadt; Zeichnung Gaensler

2. Strukturelle Maßnahmen
mit dem Ziel einer Verbesserung des Wohnumfeldes,
3. Aufwertung des Gebietes durch Zuweisung neuer Funktionen,
4. Umfassende Denkmal- und Stadtbildpflege.

Erste Sanierungsmaßnahmen

Das größte Problem bei der Verfolgung dieser Ziele ergab sich aus der ungünstigen Rentabilität infolge des bei 2–4 DM pro Quadratmeter liegenden niedrigen Mietniveaus. So hatten erst wenige »Pioniere« sich an die Instandsetzung und Modernisierung der aufwendigen Baudenkmäler gewagt. Als erste größere Maßnahme gelang der Stadt unter Einsatz des Sonderprogramms »Stadtsanierung 1975« die Modernisierung und Instandset-



Abb. 12 Amalienstraße; Gaensler, München



Abb. 13 Amalienstraße mit dem sog. Weveldhaus (rechts) und Peterskirche; Gaensler, München

zung der gotischen sog. »Münz«. Die Erhaltung der Stadtverwaltung in der Oberen Altstadt und die Rettung eines bedeutenden Bauquartiers brachte schließlich der Umbau des Harmonie-Komplexes, eines ehemaligen Jesuitenseminars, mit Hilfe des Zukunftsinvestitionsprogramms im Jahre 1977. Nach förmlicher Festlegung der Sanierungsgebiete »Harmonie« am 6. März 1979 und »Amalienstraße-Nord« am 28. März 1979 konnten in Zusammenarbeit mit den Grundstückseigentümern größere private Modernisierungsmaßnahmen, insbesondere die Instandsetzung und Modernisierung des »Zieglerhauses« am Karlsplatz mit 2,9 Mio. DM Gesamtkosten, durchgeführt werden. Als einzige Abbruch- und Ordnungsmaßnahme in der Oberen Altstadt wurde ein störender Schreinereibetrieb an der Herrenstraße abgesiedelt, wo am 19. Juli 1978 ein kleines Sanierungsgebiet förmlich festgelegt wurde. Die fünf auf diese Weise in der Oberen Altstadt bisher durchgeführten Modernisierungsmaßnahmen verursachten einen Kostenaufwand von rund 4,5 Mio. DM. Bei den immer knapper werdenden Finanzmitteln ist hier auch bei der Stadt Neuburg eine Grenze deutlich sichtbar geworden, so daß nur noch eine pauschale Förderung von Modernisierungsmaßnahmen in wesentlich verringertem Umfang erfolgen kann. Um aber gerade kleinere Renovierungen und die notwendigen Ansiedlungen geeigneter gewerblicher Betriebe nicht gänzlich zum Erliegen zu bringen, wurden von der Stadt aus Eigenmitteln Gelder für Fassadenprämien und eine Ansiedlungsprämie zur Gründung geeigneter Geschäfte und Praxen bereitgestellt.



Abb. 14 Amalienstraße; Gaensler, München

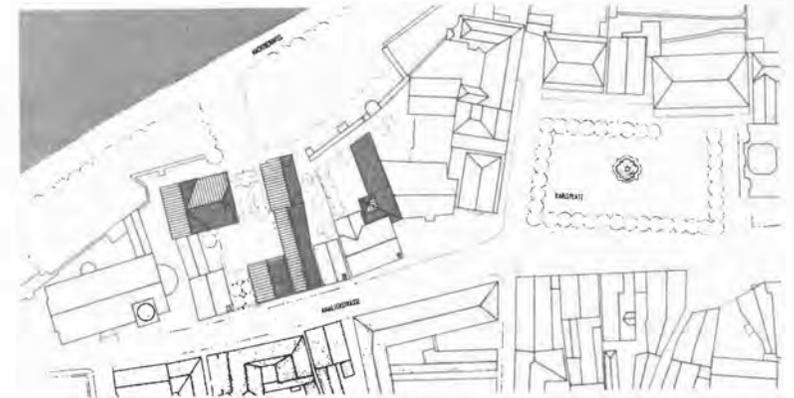


Abb. 15a Wettbewerb »Amalienstraße-Nord«, Entwurf Freiherr von Branca



Abb. 15b Neugestaltung der Baulücke an der Amalienstraße, Nordwestansicht; Vorschlag Freiherr von Branca



Abb. 15c Neugestaltung der Baulücke an der Amalienstraße, Ansicht von Süden; Vorschlag Freiherr von Branca, München

Wettbewerb »Amalienstraße-Nord«

Eines der drängendsten Probleme ist die Schließung einer Baulücke an der Amalienstraße, die durch den Abbruch von zwei Renaissancehäusern entstanden war, wobei hinzukommt, daß hinter dieser Lücke am Hang des Stadtberges ein großer fünfgeschossiger Wohnblock entstanden war, der nicht nur die örtliche Situation, sondern auch die Stadtsilhouette in ihrer Fernsicht empfindlich stört. Nach verschiedenen Vorstudien des Architektenbüros Knopp im Mai 1975 entschloß sich die Stadt im Jahr 1982 schließlich zur Auslobung eines beschränkten Wettbewerbs. Die Wettbewerbsaufgabe umfaßte nicht nur die Schließung der Baulücke, sondern auch benachbarte Bereiche, z. B. die Grünzone am Nachtberghang.

Der erste Preisträger, Architekt Freiherr von Branca, schlug zur Lösung dieser Aufgaben einen teilweisen Abbruch des Wohnblocks und eine völlige Umgestaltung von dessen Fassaden vor, wodurch ein durch eine Freitreppe erschlossener Grünzug von der Donau den Nachtberghang hinauf bis zur Amalienstraße geschaffen würde. Die beim Abbruch verlorengehenden Wohnungseinheiten sollten nach diesem Konzept in zwei Neubauten an der Amalienstraße wieder hergestellt werden, außerdem sind in dem Untergeschoß des Baugrundstückes 61 Stellplätze geplant.

Nachdem der Stadtrat am 19. 4. 1983 beschlossen hat, die Planung des ersten Preisträgers weiterzuverfolgen, finden derzeit Überlegungen zu ihrer Realisierung statt.

Weitere Sanierungsvorhaben und Probleme der Oberen Altstadt

Dem Ziel einer Belebung der Oberen Altstadt und Stärkung ihrer Zentralität als kultureller Mittelpunkt der Stadt sowie einem möglichen Ausbau des Fremdenverkehrs dienen vor allen Dingen außerhalb des Sanierungsprogrammes verwirklichte Maßnahmen wie der Ausbau der Grundschule am Schloß, die in zwei historisch bedeutenden Gebäuden, dem ehemaligen Jesuitenkolleg und dem fürstlichen Marstall, untergebracht ist.

Ein Schlüsselprojekt für die Obere Stadt ist schließlich die vom Freistaat Bayern derzeit durchgeführte Restaurierung des Neuburger Residenzschlusses, wo nach dem Abzug des Staatsarchivs ein großes überregionales Museumszentrum entstehen soll.

Bei Durchführung der Sanierung zeigen sich aber auch in der Oberen Altstadt zunehmend Zielkonflikte zwischen einer Geschäftsbelebung und dem wichtigen Sanierungsziel der Wohnumfeldverbesserung. Erforderlich ist hier vor allen Dingen eine Beruhigung des fließenden Verkehrs sowie die Schaffung von ausreichenden Stellplätzen, ohne daß dabei das einmalige Altstadtbild zerstört wird. Vorgeschlagen wurde eine Kavernengarage im Felsuntergrund des Stadtberges, die von der Unteren Altstadt, d. h. von der Luitpoldstraße aus befahren würde und die einen Ausgang oder sogar eine Ausfahrt in die Obere Altstadt erhalten sollte.

IV. ZUSAMMENFASSUNG UND KOSTENAUFSTELLUNG

Die Stadt Neuburg a. d. Donau hat mit ihren beiden großräumigen Untersuchungsgebieten das Wagnis einer umfassenden Sanierung ihres Altstadtgebietes unternommen. Es steht aber heute schon fest, daß die aufgezeigten vielfältigen Probleme ohne die Instrumente der Stadtsanierung nach dem Städtebauförderungsgesetz und ihre Finanzierungsmöglichkeiten und ohne eine umfassende, zusammen mit dem Bürger verwirklichte Planung nicht gelöst werden können. Die bisher sich abzeichnenden Erfolge lassen aber, wenn die notwendigen Maßnahmen kontinuierlich fortgesetzt werden können, eine Lösung der dringendsten Probleme bis Mitte der neunziger Jahre erhoffen.



Abb. 16 Die 1975 modernisierte, mittelalterliche sog. »Münz« (Vogteiburg) an der Westspitze der Oberen Altstadt; Gaensler, München

Sanierungskosten im Untersuchungsgebiet I »Untere Altstadt«

I. Gesamtkosten bis einschließlich 1983:

	in Tausend
1. Vorbereitungen	1 042,5
2. Grunderwerb	8 566,9
3. Ordnungsmaßnahmen	8 297,2
4. Baumaßnahmen	360,0
Gesamt	18 266,6

II. Finanzierung:

1. Sanierungseinnahmen	3 824,6
2. StBauF-Mittel Bund	4 814,0
StBauF-Mittel Land	4 814,0
3. städt. Eigenanteil	4 814,0
Gesamt	18 266,6

III. Größere Einzelmaßnahmen im Rahmen des StBauFG-Programmes:

- Absiedlung der Molkerei	2 618,8
- Errichtung der Tiefgarage am Schrankenplatz	2 362,7
- Errichtung der Tiefgarage am Spitalplatz	1 877,0
- Errichtung des Markthauses und Ausbau des Schrankenplatzes als Marktplatz	3 900,0
- Ausbau des Spitalplatzes als Fußgänger-/verkehrsberuhigter Bereich	6 511,6

Sonstige Maßnahmen:

- Schaffung einer Verbindungsstraße vom Spitalplatz zur Grünauer Straße (FAG-Maßnahme)	1 200,0
- Sammelkanal Pferdstraße	1 056,3

Sanierungskosten im

Untersuchungsgebiet II »Obere Altstadt«

I. Gesamtkosten bis einschließlich 1983:

	<i>in Tausend</i>		
1. Vorbereitungen	720,0	– Umbau der alten Kaserne zu einem Landratsamtsgebäude (StBauF-Anteil; Gesamtkosten 14,6 Mio. DM)	4 500,0
2. Grunderwerb	1 417,4	– Aus- und Umbau des Marstallgebäudes (ZIP)	189,0
3. Ordnungsmaßnahmen	805,7	– Modernisierung des Harmoniegebäudes (ZIP)	5 241,0
4. Baumaßnahmen	8 588,7		
5. Modernisierungsmaßnahmen im »ZIP«	<u>5 430,0</u>		
Gesamt	16 961,7		

II. Finanzierung:

1. Sanierungseinnahmen	578,7	IV. Sonstige Maßnahmen:	
2. StBauF-Mittel – Bund –	3 651,0	– Renovierung der alten Münz (Sonderprogramm Stadtsanierung 1975)	1 076,2
3. ZIP-Mittel – Bund –	1 810,0	– Grundschule am Schloß (FAG, Denkmalschutz-, Entschädigungsfonds u. Eigenmittel)	6 600,0
4. StBauF-Mittel – Land –	3 651,0	– Modernisierung Provinzialbibliothek (Entschädigungsfonds u. Eigenmittel)	700,0
5. ZIP-Mittel – Land –	1 810,0		
6. städt. Eigenmittel	<u>5 461,0</u>		
Gesamt	16 961,7		

III. Größere Einzelmaßnahmen

im Rahmen des StBauFG und ZIP-Programmes:

– Renovierung der Stadtmauer (Geländesicherung)	402,2	V. Maßnahmen des Freistaates Bayern:	
		– Renovierung des Neuburger Schlosses	ca. 30 000,0

Literatur

I. Zur politischen und Kunstgeschichte der Stadt Neuburg a. d. Donau

1. Adam Horn / Werner Meyer, Die Kunstdenkmäler von Schwaben, V, Stadt und Landkreis Neuburg a. d. Donau. Verlag R. Oldenbourg, München 1958 – 2. J. Heider, Geschichtlicher Führer durch die Stadt Neuburg a. d. Donau und Umgebung. Verlag Prechter, Neuburg, neueste Auflage – 3. Neuburger Kollektaneenblatt 1835–1983. Jahrbuch des Heimatvereins Historischer Verein Neuburg a. d. Donau

II. Zur Stadtsanierung

A) Untere Altstadt

1. R. Stalmann, Studie zur Verkehrs- und Versorgungsstruktur der Stadt Neuburg a. d. Donau, Juni 1971 – 2. Gisela Eickelberg / Henning Walcha, Institut für Gebietsplanung und Stadtentwicklung – Ingesta: Untersuchung zur zukünftigen Bedeutung der Stadt als Versorgungszentrum, April 1972 – 3. Stadt Neuburg a. d. Donau, Städtebaulicher Ideenwettbewerb; Gestaltung der Innenstadt – City – Neuburg a. d. Donau, August 1972 – 4. Gottfried Weber – Arbeitsgemeinschaft für Sozialplanung – asoplan: Sozialbericht I und II (vorbereitende Untersuchungen gem. § 4 StBauFG) München, Februar und August 1974 – 5. Stadtplanungsamt der Stadt Neuburg a. d. Donau: Sanierung der Unteren

Altstadt, Ergebnis der vorbereitenden Untersuchungen, März 1975 – 6. Stadtplanungsamt der Stadt Neuburg a. d. Donau: Bericht über die Gründe der förmlichen Festlegung des Sanierungsgebietes Schrankenplatz (§ 5 Abs. 2 StBauFG) März 1975 – 7. Gerta Dörnemann / Harald Stricker, Büro für Sozialforschung und soziale Planung: Ergebnisse der vorbereitenden Untersuchungen Neuburg a. d. Donau, Untere Stadt, Gröbenzell, November 1975 – 8. Stadtplanungsamt der Stadt Neuburg a. d. Donau: Untersuchung Dauerparker, Dez./Jan. 1975/76 – 9. Michael Gaenßler / Theodor Hugues, Architekten, Mitarbeiter Matthias Francke, München, und Roland Thiele, Stadt Neuburg a. d. Donau: Bericht zum Sanierungs- und Bebauungsplan Schrankenplatz / Spitalplatz / Kindergarten Neuburg a. d. Donau, 1979 – 10. Bauverwaltungsamt der Stadt Neuburg a. d. Donau, Abschlußbericht zum Sanierungsgebiet Kindergarten, Januar 1983

B. Obere Altstadt

1. Architekturbüro G. Knopp, Architekt, Projektleitung: F. Schott, Architekt, Sozialplanung: Arbeitsgruppe Sozialforschung München, Romberg & Zimmermann: Ergebnis der vorbereitenden Untersuchungen zur Sanierung der »Oberen Altstadt« Abschlußbericht, Februar 1977 – 2. Bauverwaltungsamt der Stadt Neuburg a. d. Donau: Bericht über die förmliche Festlegung des Sanierungsgebietes Herrenstraße Süd (§ 5 Abs. 2 StBauFG), Februar 1978 – 3. Architekturbüro: G. Knopp, Architekt, Projektleitung: F. Schott, Architekt: Bericht zur förmlichen Festlegung des Sanierungsgebietes »Karlsplatz / Amalienstraße«, September 1978 – 4. G. Knopp und F. Schott, Architekten München und Stadt Neuburg a. d. Donau – Bauverwaltungsamt – R. Thiele: Bericht zur förmlichen Festlegung des Sanierungsgebietes »Harmonie« (§ 5 Abs. 2 StBauFG) Dezember 1980 – 5. Stadt Neuburg a. d. Donau – Bauverwaltungs- und Planungsamt: Auslobungsunterlagen zum Wettbewerb »Städtebauliche Neugestaltung des Bereiches Amalienstraße Nord in der Oberen Altstadt« Oktober 1982

Die Autoren

PETER W. SCHMIDT, über dessen Werdegang und Arbeit gelegentlich der Veröffentlichung seiner Abhandlung »Kommunalpolitik im Unterricht« in dieser Zeitschrift Jg. 8 (1981), S. 370 berichtet wurde, ist Professor für Soziologie und Politikwissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Weingarten.

WILHELM RIBHEGGE (1940) ist seit 1983 Professor für Geschichte, Zeitgeschichte und ihre Didaktik an der Universität Münster. In seiner umfassenden Studie über die »Systemfunktionen der Gemeinde« in der Kommunalgeschichte seit 1918 hat er sich einer auch in übrigen Forschungsbeiträgen traktierten Thematik angenommen. 1973 hat er die Biographie »August Winnig. Eine historische Persönlichkeitsanalyse« vorgelegt. Eine Geschichte der deutschen Reichstagsmehrheit 1917/18 aus seiner Feder wird 1984 erscheinen. Seine hier erscheinende Beisteuer zu Mores »Utopia« gibt den um einen wissenschaftlichen Apparat erweiterten Habilitationvortrag vom 30. Juli 1982 vor dem Fachbereich 22 der Universität Münster wieder.

GREGOR MARTIN LECHNER OSB ist Kustos der Kunstsammlungen des Stiftes Göttweig und Lek-

tor für Ikonographie am Kunsthistorischen Institut der Universität Wien. 1971 ist er zum Dr. phil. der Ludwig-Maximilians-Universität München promoviert worden, drei Jahre später ist er in den Orden eingetreten, als Österreich-Redakteur betreut er die Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Neben seinen Büchern (Stift Göttweig und seine Kunstschatze 1977, Maria Gravida 1981) hat er sich in der Edition mehrerer umfangreicher Kataloge und in zahlreichen Studien und Abhandlungen besonders Themen der byzantinischen, spätmittelalterlichen und barocken Kunstgeschichte zugewandt.

ROLAND THIELE, 1942 in Berlin-Charlottenburg geboren, ist Leiter des Bauverwaltungsamtes der Stadt Neuburg an der Donau und Sachbearbeiter für Städtebauförderung. Er war Mitarbeiter an verschiedenen Berichten zur förmlichen Festlegung von Sanierungsgebieten in Neuburg (Obere Altstadt: G. Knopp / München, Untere Altstadt: Gaenßler / Hugues / München). 1972 hat Roland Thiele eine »Geschichte des Hl.-Geist-Bürgerspitals in Neuburg an der Donau« erscheinen lassen, 1982 eine Studie über »Fischerei und Schifffahrt auf der Donau«.

Dem letzten Satz, der offenbar das Resumé der Aussage sein soll oder mindestens als solches mißverstanden werden könnte, ist gar nicht deutlich genug zu widersprechen! Aus zwanzigjähriger Erfahrung in städtebaulicher Planung, Einsicht in kommunale Entscheidungen und eigener Kenntnis von Ländern, wo alle Macht nicht den Konzernen gehört, kann ich Ihnen versichern, daß Städtebau (hier also Standort-

Entgegnung

Im letzten, dritten Vierteljahresband dieser Zeitschrift ist auf S. 289 ein Passus aus Kurt Martis »Politischem Tagebuch« zitiert worden, in dem dieser den »Privatwucher« in den Städten und deren »Betonwüsten« kommentiert. Indessen würden die Städte, in denen »Kinder und Greise zwischen den Lärm des Verkehrs vermauert« seien, gedeihen. Sein letzter Satz: »Gedeihen überall, wo alle Macht den Konzernen gehört«.

Nutzungs-Entscheidungen) wohl mit Macht, politischem Filz und Unvernunft *viel* zu tun haben kann, aber nicht davon abhängen muß, schon gar nicht von der (Achtung: Reizwort) »Macht der Konzerne«. Es ist glücklicherweise oft genug eine positive städtebauliche Entwicklung durch

- qualifizierte, das heißt phantasievolle Fachleute,
- entsprechend offene, engagierte Politiker und nicht zuletzt durch
- Bürger, die sich im weitesten Sinn betroffen fühlen

vorangebracht worden (und dies weit mehr in Ländern, wo Konzerne auch Macht haben). Wenn es an Personen oder Gruppen der drei genannten Kategorien fehlt oder sie sich nicht zu Wort melden, kann »Privatwucher« und Unvernunft leicht obsiegen (und das dann wohl im

bösen Sinne »verdientermaßen«). Soweit mündige, das heißt auch weitgehend informierte Bürger an städtebaulichen Entscheidungen mitwirken können – und das ist gerade in den westlichen Demokratien mit freier Marktwirtschaft und auch dem »freien Markt« der Gedanken der Fall –, sollte sich die objektive bessere städtebauliche Lösung auch durchsetzen können. Diese Annahme ist jedenfalls weniger utopisch, als sich von der Entmachtung der Konzerne automatisch bessere städtebauliche Lösungen zu erhoffen. Letzteres kann ich nur als Rechtfertigung für das eigene Unvermögen werten, Phantasie und Engagement aufzubringen. DIE ALTE STADT sollte diesem billigen und allzu bequemen Fehlschluß keinen Vorschub leisten!

München

Hellmut Richter

Aufruf zur Mitwirkung am Forschungsvorhaben »Farbigkeit im Fachwerkbau«

Die Kenntnisse zur Verwendung von Farbe im Fachwerkbau haben sich in den vergangenen Jahren entscheidend geändert. Die gezielte und systematische Erfassung und Sicherung von originalen Farbfassungen im Rahmen von Sanierungen und Bauuntersuchungen in einigen Städten und Regionen hat gezeigt, daß die bisherigen Erkenntnisse zur Fachwerkfärbigkeit, die noch weitgehend aus den dreißiger Jahren stammen, grundlegend geändert werden müssen.

Ein neues und gesichertes Bild der Farbigkeit im Fachwerkbau soll durch ein Forschungsvorhaben am Fachgebiet Baugeschichte der Technischen Hochschule Darmstadt, Prof. Dr.-Ing. W. Haas erarbeitet werden. Das Vorhaben wird durch die Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ermöglicht und von den Denkmalämtern der Bundesländer Bayern, Baden-Württemberg, Hessen und Rheinland-Pfalz unterstützt. Ziel der Untersuchung ist die Erfassung,

Sichtung und Bewertung einer möglichst großen Zahl authentischer Farbbefunde im gesamten süddeutschen Raum. Auf einer breiten Materialbasis sollen dann die zeitliche und regionale Verbreitung einzelner Farbfassungen und Dekorationsmotive beschrieben und belegt werden. Die Abhängigkeit einzelner Farbfassungen von der Funktion des Gebäudes sowie von der wirtschaftlichen und sozialen Stellung des Bewohners sollen ebenso untersucht werden wie die wechselseitige Abhängigkeit von Außen- und Innenfarbigkeit. Die Ergebnisse des Forschungsvorhabens sollen zum einen die bestehende Kenntnislücke schließen, bevor durch den schnell fortschreitenden Substanzverlust die letzten Reste der alten Farbigkeit verloren gegangen sind, und auf der anderen Seite Grundlagen für eine fachgerechte Erneuerung historischer Fassaden schaffen.

Der Erfolg des Projektes hängt entscheidend

davon ab, ob eine große Zahl von Beispielen ausgewertet werden kann. Hierzu sind die Bearbeiter auf die Mitwirkung all jener angewiesen, die im Rahmen von Baumaßnahmen und Bauuntersuchungen auf entsprechende Befunde stoßen. Von Interesse sind dabei sowohl historische Farbfassungen im Innen- und Außenbereich, die bei aktuellen Fachwerkfreilegungen zutage treten, und im Rahmen des Vorhabens gesichert und ausgewertet werden können, wie auch Aufzeichnungen von bereits früher durchgeführten

Maßnahmen. Als Belegstücke kommen neben Farbphotos auch sonstige Notizen und vor allem Teile des originalen Putzes mit der alten Farbfassung in Frage.

Mitteilungen über solche Befunde werden erbeten an

Technische Hochschule Darmstadt
Fachgebiet Baugeschichte
Petersenstraße 15
6100 Darmstadt
Tel. (06151) 162965

Notizen

Denkmalschutz – Bemühungen

Behördendelegationen von vier Kleinstädten mit historischen Siedlungskernen haben sich in Rapperswil zu einem *Erfahrungsaustausch über kommunale Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben* getroffen. Zentrale Themenkreise der Vertreter aus Burgdorf, Liestal, Zofingen und Rapperswil waren Bauvorschriften in der Altstadt, um deren zunehmenden Entvölkerung entgegenzuwirken, die langfristige Befreiung der Stadtkerne von motorisiertem Verkehr und schließlich Jugendfragen, wobei in diesem Zusammenhang von »schlechten Erfahrungen« autonom organisierter Jugendtreffs und Jugendhäuser die Rede war.

Denkmalschutz gibt es in Frankreich seit dem Jahre 1840; das Elsaß gehört mit seinen rund 900 unter Denkmalschutz stehenden Burgen, Schlössern und Kirchen zu den am besten betreuten Regionen Frankreichs. Das französische Kulturministerium ist großzügig. Etwa 6,6 Millionen Mark hat das regionale elsässische Denkmalamt in diesem Jahr bekommen. Die Hälfte dieser Summe verschlingen die Restaurierungsarbeiten am *Straßburger Münster*; seit zwanzig Jahren wird das Münster ständig restauriert.

»Schuld« daran sind hauptsächlich Bauherren der vergangenen Jahrhunderte, die die zahllosen Figuren und Verzierungen mit Eisenhaken in der Fassade des Münsters verankerten. Diese Eisenhaken rosten und sprengen den roten Vogesensandstein.

Eine »*Deutsche Stiftung Denkmalschutz*« ist am 24. Oktober in Mainz mit dem Ziel gegründet worden, gefährdete Baudenkmäler in der Bundesrepublik zu retten, für die aus öffentlichen Mitteln keine Förderung zu erhalten ist. Ministerialrat Hartmut Gassner vom Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz beim Bundesinnenministerium teilte mit, daß sich neben dem Präsidenten des Nationalkomitees, dem bayrischen Kultusminister Hans Maier, auch der frühere Bundeswirtschaftsminister Hans Friederichs für die Stiftung einsetzen will. Vorgesehen ist, mit Spenden aus Industrie und Wirtschaft vor allem Wohnhäuser, Gutsanlagen, Klöster, Schlösser und Burgen, aber auch Beispiele früher Industriearchitektur zu sanieren und neuen Nutzungen zuzuführen, für die bisher keine Interessenten gefunden werden konnten. Mindestens zehn Millionen Mark seien notwendig, um mit der Arbeit beginnen zu können.

Trends

»*Saures*« Papier bereitet den Bibliotheken weltweit Kopfzerbrechen. Weil der Säuregehalt des seit Anfang des 19. Jahrhunderts maschinengefertigten Papiers für Bücher zu hoch ist, haben Probleme der Restaurierung und Konservierung wichtiger Publikationen für die Büchereien brennende Aktualität. Das wurde auf einer Pressekonferenz vor Beginn des 49. Kongresses des Internationalen Verbands der bibliothekarischen Vereine und Institutionen (IFLA) in München berichtet. Zu den Anstrengungen, die in den Bibliotheken vorhandenen Bücherschätze zu erhalten, kommen auch verstärkte Bemühungen, bei den Papierherstellern für weniger »saures« Papier zu sorgen. Umweltpapier ist den Angaben zufolge für Druckzwecke meist besser.

Eine Umfrage unter den älteren Bürgern Ulms – 16 Prozent der Einwohner sind über 65 Jahre alt – hat ergeben, daß *alte Menschen*, nämlich 40 Prozent der Befragten, am liebsten in der Innenstadt wohnen wollen. Aus diesem Grund will die Stadt Ulm den Bau von Altenwohnungen verstärken. Zahlreiche Wohnungen für ältere Mitbürger – es gibt sie als Miet- und als Eigentumswohnungen – sind in der Innenstadt oder in stadtnahen Bezirken gebaut worden und geplant.

Recht auf Geschichte

Ein Gutachten im Auftrag des Stuttgarter Regierungspräsidiums soll die Rechtslage klären, ob *Straßennamen* unter die Bestimmungen des Denkmalschutzes fallen. Das baden-württembergische Denkmalschutzgesetz bezeichnet »Sachen und Teile von Sachen, an deren Erhaltung beispielsweise aus heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht, als Kulturdenkmale« (§ 2). Regierungspräsident Dr. Manfred Bulling will nun prüfen, ob der Namensbegriff nicht als »Teil einer Sache« definiert werden könnte; »die Sache wäre dann die Straße, bestehend aus der Verkehrsfläche und Gebäuden, der hier schutzfähige Teil wäre der Name«. Zählen historische Straßennamen schließlich als »Denk-

mäler«, an deren Erhaltung aus heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht, hätte dies weitreichende Konsequenzen. Würde eine Kommune den betreffenden Straßennamen ändern wollen, so bräuchte sie künftig eine denkmalschutzrechtliche Genehmigung. Dies wäre gemäß der Bedeutung von alten Straßennamen als »Bindeglied der geschichtlichen Entwicklung alter Innenstädte«, so Bulling, ein wichtiger Beitrag zum Denkmalschutz.

Hessens CDU betrachtet es als »unverzeihliche Sünde gegen Tradition und Geschichte«, wenn man – wie die SPD in Hessen – zahlreiche *Dorfnamen* von der Landkarte tilge und den Orten damit ihre Identität nehme. Das von der sozialdemokratischen Landesregierung vorgenommene »Durchnumerieren« von Ortsteilen zeuge von einem Geschichtsverständnis, das »alles andere als bürgernah« sei. Der Ministerpräsidentenkandidat der CDU, der Frankfurter Oberbürgermeister Wallmann, hatte für den Fall der Regierungsübernahme in Wiesbaden angekündigt, daß die kleinen hessischen Gemeinden, die durch die Gebietsreform ihre kommunale Eigenständigkeit verloren haben, ihre alten Dorfnamen zurückbekommen sollten.

Prominente Denkmalpflege

Die Rekonstruktion der *Innenstadt von Weimar* war Gegenstand des 4. Internationalen Architektenseminars, das Ende August in Weimar stattfand. An dem Forum beteiligten sich Planer aus Bulgarien, der CSSR, Polen, Ungarn, Italien und der DDR. Ziel der alle zwei Jahre stattfindenden Kurse war, durch Erfahrungsaustausch Ideen für spätere Projekte zu gewinnen. Frühere Seminare fanden 1977 in Weimar, 1979 in Ost-Berlin und 1981 in Dresden statt.

Wie der Generalkonservator der DDR, Ludwig Deiters, in einem im September veröffentlichten Bericht dargelegt hat, sind von der Denkmalpflege außerordentliche Anstrengungen unternommen worden, anlässlich des *Lutherjahres* Bauten und Denkmäler zu restaurieren, die mit dem

Reformator in Beziehung stehen, womit ein erschöpfender Führer zu allen Lutherstädten zwischen Elbe und Oder entstanden ist. In dem vom Institut für Denkmalpflege im Ost-Berliner Henschelverlag herausgegebenen Rechenschaftsbericht werden besonders die konservatorischen Maßnahmen in Wittenberg, Eisleben, Erfurt, Eisenach und Torgau dargestellt. Daneben sind alle Örtlichkeiten beschrieben, die Luthers Lebensweg berührt hat, woran noch heute teilweise monumentale Denkmäler erinnern.

Das *Hölderlin-Haus* in Bad Homburg, in dem der Dichter in den Jahren 1804 und 1805 wohnte, ist auf Anordnung des Magistrats schnell und für die Öffentlichkeit überraschend abgerissen worden, nachdem das Amt für Denkmalschutz aufgrund sehr schlechter Bausubstanz des Hauses die Zustimmung zum Abbruch gab. Für die Erhaltung dieses Hauses hatten sich in dem langen Meinungsstreit auch Yehudi Menuhin und Heinrich Böll eingesetzt. Das Haus, das lange leer gestanden war, ist vor drei Jahren von der Stadt erworben worden mit dem Ziel, nach der nötigen Sanierung dort eine Gedenkstätte zu errichten. Da das Hölderlin-Haus in der Bad Homburger Altstadt einen ideellen Wert darstellt, soll es nun maßstabgerecht wieder aufgebaut werden. Zwei andere Häuser, in denen Hölderlin in den Jahren 1798 bis 1800 und 1804 bis 1806 in Bad Homburg lebte, sind bereits früher abgerissen worden.

Archäologisches

Der Hafen in Schleswig hatte im Mittelalter die *ausgedehmtesten Hafenanlagen Nordeuropas*. Dies haben die diesjährigen Ausgrabungen am südlichen Altstadtrand ergeben. Wie der Leiter der Altstadgrabungen, Volker Vogel, mitteilte, ist nun eindeutig der Nachweis gelungen, daß der mittelalterliche Hafen Schlesiens noch wesentlich größer war, als Untersuchungen der siebziger Jahre vermuten ließen.

Eine Gießwerkstatt in Befestigungsgräben aus der Ur- und Frühgeschichte haben Mitarbeiter

des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle bei *Ausgrabungen auf der Schalkenburg* im DDR-Bezirk Halle entdeckt. Weitere Grabungen sollen die Ursache dieses Fundes klären, denn bisher war unbekannt, daß derartige Werkstätten in Befestigungsgräben angelegt wurden. Die systematischen Grabungen auf der Schalkenburg, die seit 15 Jahren betrieben werden, erbrachten bereits viele neue Erkenntnisse zur Siedlungsstruktur und insbesondere zur Befestigung bronzezeitlicher Wohnstätten. So auch die bedeutsame Entdeckung eines Ring- und Sonnenheiligtums unter den dörflichen Siedlungen. Bisher sind lediglich zwei Dutzend solcher Stätten bekannt.

Wie die fünfhundert Mann starke römische Kohorte in ihrem Castell Gelduba lebte, kam bei den neuesten *archäologischen Ausgrabungen im heutigen Krefelder Stadtteil Gellep*, die im Spätsommer diesen Jahres stattfanden, mehr und mehr zum Vorschein. Die Krefelder Archäologen Renate Pirling und Christoph Reichmann vom Museumszentrum Burg Linn haben seit Mitte August mit ihrer holländischen Grabungsmannschaft innerhalb des Castells Gelduba eine Suchfläche von 2000 Quadratmetern freigelegt und damit verschiedene Aufschlüsse über die Anordnung und Beschaffenheit der Kasernengebäude ermöglicht.

Das wahrscheinlich *älteste Fachwerkhaus der Bundesrepublik*, ein rund 700 Jahre altes Gebäude in Limburg, sollte nach Ansicht der hessischen Denkmalschutzbehörde künftig als Museum genutzt werden. Hier bestehe die Chance, die frühere Bürgerkultur in einem Baudenkmal höchsten Ranges darzustellen. Eine Marburger Arbeitsgruppe für Bauforschung ist seit Monaten dabei, das gotische, in Ständerbauweise errichtete Fachwerkhaus aus dem Jahre 1289 vom Keller bis zum Dachgiebel zu untersuchen und alle baulichen Veränderungen festzuhalten.

Eine römische Glasschale ist der spektakulärste Fund der Ende August beendeten archäologischen *Grabungen in der Augsburger Innenstadt*. Auf dem im Durchmesser 22 Zentimeter großen Gefäß ist eine Szene aus der griechischen Mytho-

logie dargestellt: Bellerophon auf dem Pegasus reitend, darunter das Löwenungeheuer Chimaira.

Eine *römische »Villa rustica«*, ein fast zweitausend Jahre alter Gutshof, ist auf dem Gelände der geplanten BMW-Zweigfabrik am Stadtrand von Regensburg entdeckt worden. Bisher wurden die Grundmauern des Wirtschaftsgebäudes, ein Trockenraum für Hülsenfrüchte sowie Reste von Herdstellen, Keramikbrennöfen und befestigten Palisadenzäunen freigelegt. Dazu kommen Werkzeuge und Bruchstücke einer steinernen Getreidemühle.

Britische Archäologen haben die bisher *größte sächsische Siedlung* auf der Insel entdeckt. Die über 1250 Jahre alte Niederlassung Hamwic in Southampton wurde von den Sachsen gegründet und florierte als wichtiger Handelshafen, bis er nach Angriffen der Wikinger gegen 840 verfiel. Auf den Überresten wurde die Stadt Southampton gebaut.

Preise

Der *Deutsche Preis für Denkmalschutz* wurde in diesem Jahr dem Schweizer Kunsthistoriker Albert Knoepfli verliehen, dem die Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt und diese Zeitschrift auf besondere Weise verbunden sind. Der Deutsche Preis für Denkmalschutz ist die höchste Auszeichnung auf diesem Gebiet in der Bundesrepublik. Insgesamt wurden zehn Personen geehrt, die sich um die Erhaltung des baulichen Erbes in unterschiedlicher Weise verdient gemacht haben. Die Preisverleihung fand in diesem Jahr in Zusammenhang mit dem zehnjährigen Bestehen des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz statt. Dessen Präsident, der Bayrische Staatsminister Hans Maier, erinnerte daran, daß das Nationalkomitee ursprünglich angetreten sei mit der Forderung, überall in der Bundesrepublik ein ausreichendes gesetzliches Instrumentarium zum Schutz von Denkmalen zu schaffen. Aus Anlaß seines Jubiläums hat das Deutsche Nationalkomitee ein Memorandum »Zur Lage des Denkmalschutzes« herausgegeben, das kostenlos in

der Geschäftsstelle (Hohe Straße 67, 5300 Bonn) zu beziehen ist.

Der *»Deutsche Architekturpreis 1983«*, mit 30 000 Mark dotiert, wurde dem Wiener Architekten Hans Hollein für den Entwurf des Mönchengladbacher Museums Abteiberg zuerkannt. Die Jury lobt dieses Gebäude als »neuartige Interpretation der Aufgabe Museumsbau«, das Museum sei durch seine »vielfältig durchgestalteten Details« selbst ein »Ausstellungsobjekt«. Der von der Ruhrgas AG gestiftete und unter der Schirmherrschaft der Bundesarchitektenkammer ausgelobte Architekturpreis wird alle zwei Jahre verliehen. Zum Wettbewerb 1983 wurden 281 Arbeiten von Architekten bzw. Architekturbüros aus der Bundesrepublik, Österreich und der Schweiz eingereicht. Weitere Auszeichnungen in Höhe von jeweils 15 000 Mark gingen an den Architekten Kurt Ackermann (Eisstadion-Dach im Münchner Olympiapark) und Otto Steidle (Begegnungszentrum Berlin-Wilmersdorf).

Veranstaltungen

Eine *Karl-Hofer-Galerie* wurde am 9. September im Schloß Ettlingen in Baden-Württemberg eröffnet. Die Dauerausstellung mit annähernd 100 Ölbildern und zahlreichen Graphiken wurde durch das Entgegenkommen der Schwiegertochter des Künstlers, Elisabeth Hofer, ermöglicht. Ettlingen ist Mitgliedsstadt der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt.

In *Weißenburg* in Bayern wurde die in zweieinhalb Jahren durchgreifend renovierte Karmeliterkirche aus dem 14. Jahrhundert nun als neues Kulturzentrum der Öffentlichkeit übergeben. In seiner Ansprache zum Festakt am 15. Oktober erläuterte der Oberbürgermeister der Stadt, Dr. Günter W. Zwanzig, die Funktion des Kulturzentrums Karmeliterkirche, das mehr als ein Stadtsaal sein soll, sondern »Treffpunkt der Bürgerschaft, Stätte der Begegnung« sein und »vor allem der Selbstdarstellung in den vielfältigsten Bereichen des Zusammenlebens« dienen will. Der Umbau der Karmeliterkirche zum Kultur-

zentrum seien ein Stück lebendige Stadtkultur. Unbewiesen ist bis jetzt die These von Prof. Dr. Ernst Wilhelm Kohls aus Marburg, Martin Luther habe bei der Rückkehr von seiner Pilgerreise nach Rom Anfang März 1511 im Karmeliterkloster zu Weißenburg übernachtet.

Im Städtischen Museum *Braunschweig* findet vom 10. November bis 31. Dezember die Ausstellung »Bildhauer des 20. Jahrhunderts arbeiten in Porzellan« statt.

Zu den Herbstveranstaltungen dieses Jahres des *Instituts für Städtebau und Wohnungswesen* der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung in München gehörten folgende Fachtagungen:

- »Abschluß und Abrechnung von Sanierungsmaßnahmen« vom 14. bis 16. September in München
- »Planung in der Mittelstadt – Werkstattbericht am Beispiel Erlangen« vom 19. bis 21. September in Erlangen
- »Bauleitplanung – zur sachlich und rechtlich fehlerfreien Aufstellung von Flächennutzungs- und Bebauungsplänen« vom 26. bis 30. September in München
- »Entschädigungs- und Schadenersatzpflichten aufgrund städtebaulicher Planungs- und Ordnungsmaßnahmen« am 3. und 4. Oktober in München
- »Sanierungsbeispiele auf dem Prüfstand: Bauphysik und Konstruktion von Einzelbauwerken in Sanierungsgebieten und denkmalgeschützten Ortsteilen« vom 10. bis 12. Oktober in München
- »Flächen- und kostensparendes Bauen, Innovationsmöglichkeiten und Planungsrecht« vom 12. bis 14. Oktober in München

Veröffentlichungen

Im Jahresbericht 1982/83 des Basler *Heimatschutzes* ist nicht nur der Denkmalschutz im herkömmlichen Sinne ein Thema – beispielsweise waren in der Berichtsperiode im besonderen Maße die gegen Ende des letzten Jahrhunderts und um die Jahrhundertwende in Basel entstandenen prächtigen Villen ein zentrales Thema ihrer Tätigkeit –, sondern auch die Bemühung um eine »Gsundi Stadt«. Und auch bei den Villen geht es nicht um Erhalten als Museumsstücke oder als Museen, sondern darum, »ihr Inneres mit neuem Leben« zu erfüllen und um das Bestreben, »in der Nutzung ihrer Räumlichkeiten beweglicher, phantasievoller« zu werden. Ergebnis ihrer Arbeit ist das Buch des Vorstandsmitglieds Rolf Brönnimann, »Villen des Historismus«.

Die in Wien erscheinende Fachzeitschrift für Wohnbauforschung »Wohnbau« soll über Projekte und neue Entwicklungen auf diesem Gebiet informieren. Zentrales Thema in der vom Bundesministerium für Bauten und Technik herausgegebenen Zeitschrift, Ausgabe Juli/August 1983 ist die Altstadt-Sanierung am Beispiel der Stadt Braunau. Seit zwölf Jahren wird an der *Erneuerung der Altstadt von Braunau* gearbeitet, seit sechs Jahren das Stadterneuerungsgesetz in der Praxis erprobt. Über das »Assanierungsgespräch« Anfang Mai, wo es um Ergebnisse des Forschungsprojektes über »Praktische Anwendung des Stadterneuerungsgesetzes« ging, wurde bereits in der letzten Ausgabe dieser Zeitschrift berichtet. Trotz Problematik der Assanierung gelang der Beweis, daß mit sanften Schritten manches zu erreichen ist. Baudirektor Dipl.-Ing. Rainer Reinisch: »Die Miteinbeziehung der Bewohner ist das anerkannte Ziel einer transparent gewordenen Demokratie.«

Besprechungen

HANS H. BLOTEVOGEL / HEINZ HEINEBERG, *Bibliographie zum Geographiestudium. Teil 4, Regionale Geographie: Asien, Afrika, Nordamerika, Lateinamerika, Australien, Ozeanien, Ozeane, Polargebiete. Schöningh. Paderborn 1981, DM 24,80.*

Die Fachwissenschaft Geographie ist seit den sechziger Jahren in einem ständigen Prozeß des Umbruchs und der Neuorientierung begriffen. Parallel zu dem Neuverständnis dessen, was Geographen von Geographie halten, ist eine Flut von Literatur erschienen, die von einer einzigen Person kaum mehr überblickt, geschweige denn gelesen werden kann. Studenten, die sich einen ersten Ein- und Überblick verschaffen wollen, werden mit einer Literaturfülle konfrontiert, aus der sie noch nicht auswählen können. Genau hier setzt die kommentierte Bibliographie zum Geographiestudium an. Mit dem Teil 4, der die Regionale Geographie abschließt, liegt der letzte Teilband vor. Die erklärte Zielsetzung der Herausgeber ist es, ein Studienhandbuch dem interessierten Leser anzubieten – auf keinen Fall eine Leseliste! Der Adressatenkreis, an den sich die Bibliographie richtet, umfaßt neben allen Geographiestudenten die Fachkollegen in der Didaktik sowie die Fachwissenschaftler aus den Nachbarwissenschaften. Darüber hinaus werden auch alle mit Raumproblemen befaßten Berufsgruppen (Raumplaner, Journalisten) mit der Bibliographie angesprochen.

Trotz der Beschränkung auf ca. 2400 Einzeltitel, die in Band 4 kommentiert sind, ist eine Vollständigkeit erreicht worden, die es der sich in ein geographisches Teilgebiet einarbeitenden Person erlaubt, einen Überblick insbesondere über den neueren Forschungsstand zu vermitteln. Die dennoch notwendige Auswahl unterlag nicht allein länderkundlichen Kriterien, sondern berücksichtigte vor allem den Bezug zu den Benutzern an Schule und Hochschule. Seit mit der Neukonzipierung der Curricula in der differen-

zierten Oberstufe der Gymnasien die Schwerpunktthemen Entwicklungsländerforschung und Entwicklungspolitik Aufnahme gefunden haben, könnte der Benutzerkreis um Erdkundeschüler erweitert werden, auch wenn dieser im Titel nicht ausdrücklich angesprochen wird. Diesen Themenbereichen ist breiter Raum im Teil 4 der Bibliographie gewidmet. Erwähnenswert ist ferner, daß mit dem hohen Anteil an Kommentaren die englischsprachige (weniger französischsprachige) Literatur dem deutschsprachigen Leser gut erschlossen ist.

Durch das umfangreiche Register ist eine schnelle und sichere Handhabung der Bibliographie gewährleistet. Mehrfachnennungen und Querverweise auf Literatur oder Kommentare erleichtern die Benutzung dieses geographischen Hilfsmittels erheblich. Über spezielle Randsignaturen verweisen die Kommentatoren auf Titel, die zur Anschaffung empfohlen werden. Hierin liegt eine gewisse Subjektivität in Auswahl und Bewertung, die zu tolerieren ist, da die Auswahl darauf abzielt, einen raschen Zugang und Überblick über den Forschungsstand der letzten 20 Jahre zu vermitteln. Mit der darauf resultierenden Aktualität ist zugleich ein Verzicht auf ältere Literatur verbunden, die über die jüngeren Literaturtitel zumeist leicht erschlossen werden kann.

Ein so umfangreiches Werk konnten die Herausgeber Blotevogel und Heineberg nicht allein erstellen. Ihnen standen 23 Mitarbeiter und Kollegen zur Seite, ohne die die Bibliographie nicht das geworden wäre, was sie ist: Ein hervorragendes Arbeits- und Hilfsmittel für alle, die an aktueller geographischer Information interessiert sind. Damit dieses Pionierwerk in der Geographie nicht mit der Zeit überholt wird, bleibt als Wunsch anzumerken, daß Verlag und Herausgeber wegen des hohen Aktualitätsgrades der Bibliographie eine Weiterführung z. B. in Form von Ergänzungslieferungen betreiben.

EMIL MEYNE (Hrsg.), *Zentralität als Problem der mittelalterlichen Stadtgeschichtsforschung (Städteforschung, Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster, Reihe A: Darstellungen, Bd. 8) Köln – Wien: Böhlau 1979, XX, 294 S., 22 Abb.*

Der in der geographischen Siedlungsforschung geprägte Begriff der Zentralität (Christaller 1932) und die damit verbundenen Fragestellungen haben erst im letzten Jahrzehnt bei den Historikern verstärkt Beachtung gefunden; lange war in einer weitgehend rechtsgeschichtlich ausgerichteten und die Städte isoliert betrachtenden Geschichtsforschung der Blick für die Wechselbeziehungen zwischen ihnen und einem Umland verstellt. Der vorliegende Band gehört in die Reihe jener Veröffentlichungen, die Ausdruck einer gewandelten, städtischen Multifunktionalität und Raumbezogenheit stärker Rechnung tragenden Betrachtungsweise sind. Die zehn Beiträge beruhen auf Vorträgen, die 1975 in Münster gehalten wurden. Durch ihre unterschiedliche Akzentsetzung wie auch die Behandlung stark differierender Beispiele wird eine ganze Vielfalt möglicher Formen von Zentralität erfaßt.

Die bedeutendste und zugleich einzige nicht zum deutschen Reichsteil zählende unter den betrachteten Städten ist Mailand. Seine Beschreibung durch Otto von Freising transformiert Alfred Haverkamp in aller Behutsamkeit in ein »Modell für historische Zentralitätsforschungen« (S. 48–78). Unter Einbeziehung reichspolitischer Bedingungen schildert er eindrucksvoll den gegenüber den Konkurrenten erfolgreich geführten Aufbau eines kontrollierten gestuften Bezugssystems (»Zentralitätsgefüge«) in der Lombardei durch die stadtdelige mailändische Führungsschicht. Bei der zeitweise »bedeutendsten Residenzstadt Mitteleuropas«, »Prag als Mitte Böhmens 1346–1421« (S. 22–47), kamen nach František Graus die Stellung als Hauptstadt mit dem Sitz des Königs und (Erz-)Bischofsstadt, versehen mit den entsprechenden Institutionen, besonders auch die Ausstattung als sakraler und kultureller Mittelpunkt (Universität) zusammen. Wirtschaftlich dagegen besaß die Stadt mit ihrem

bescheidenen Fernhandel und wenig entwickelten Gewerbe nicht genügend Grundlagen, was politische Führungsansprüche der Bürger letztlich scheitern ließ.

Der auch in Prag zeitweise denkbare Weg einer Territorialisierung von Herrschaft wurde in einigen süddeutschen Städten beschritten, deren Entwicklung und Stellung als »Landesherrn« Gerd Wunder im Überblick beschreibt (S. 79–91). Die Verwaltung und die Lage der Bevölkerung in den reichsstädtischen Territorien wird dabei durchaus positiv beurteilt. Die rechtliche und herrschaftliche Zuordnung von Land und Stadt beleuchtet an kontrastierenden Beispielen (bes. Augsburg und Lauingen) ebenfalls Rolf Kießling (S. 180–218). Darüber hinaus geht er auf die Bedeutung des Landes für den städtischen Markt bei der Versorgung ein und führt im Zusammenhang von Garn- bzw. Wepfenerstellung eine z. T. im Verlag organisierte wirtschaftliche Anbindung des Landes an die Stadt vor Augen. Die wirtschaftliche Ausstrahlung einer mittelalterlichen Großstadt zeigt beispielhaft ferner Franz Irsigler für Köln (S. 1–14). Im Textil-, Metall-, Leder- und Pelzgewerbe, weiter in der Bierbrauerei (Hopfenanbau) griff Köln zur Versorgung mit Rohstoffen bzw. Halbfertigfabrikaten auf das Umland aus und bildete mit ihm zusammen eine »Wirtschaftseinheit«. Eine wesentliche Rolle bei der Arbeitsteilung von Stadt und Umland schreibt I. dem Verlag als Organisationsform zu. »Stufen der Zentralität im kirchlich-organisatorischen und kultischen Bereich« (S. 15–21) stellt Edith Ennen ebenfalls am Beispiel Kölns dar. Dabei hebt sie vor allem auf die Bedeutung des Bischofssitzes als Träger von »Dienstleistungen« kultischer Art ab (Weihe von Ölen). Heinrich Schoppmeyer weist für Paderborn dessen Zentralität nicht nur durch herrschaftliche Ausstattung mit landesfürstlichen Institutionen, sondern auch hier durch die religiös-kultische Funktion des Bischofssitzes und durch eine Konzentration geistlicher Institutionen nach, die sich gerade im wirtschaftlichen Bereich bemerkbar machte (S. 92–124).

Der Typus kleinerer städtischer und stadähnlicher Siedlungen steht in mehreren Beiträgen im Vordergrund. Hervorzuheben ist zunächst die

Abhandlung von Meinrad Schaab über Städtlein, Burg-, Amts- und Marktflecken Südwestdeutschlands (S. 219–271), die ein Pendant zum 1959 erschienenen Aufsatz von Heinz Stob über »Minderstädte« darstellt. Der Vielfalt der in Begriffen und Formen sowie Verfassungsmerkmalen »außerordentlich differenzierten Gruppe« trägt Vf. beim Versuch einer historischen Einordnung Rechnung; eine wesentliche Feststellung ist der hohe Anteil von nicht eindeutig einem bestimmten Territorium zuzuordnenden und durch konkurrierende Einflüsse beeinträchtigten Burg- und Marktflecken. »Zum Problem Markt und Stadt im Spätmittelalter in der Oberpfalz« (S. 272–283) stellt Reinhard Seitz zwischen beiden Siedlungsformen die Befestigung mit Mauern bzw. in geminderter Form als Unterscheidungsmerkmal für das 14. Jh. heraus; auch Differenzierungen in der Abhandlung eines regelmäßigen Marktes deuten sich an. Die Rolle von Städten, Freiheiten und Pfarrdörfern in einem territorialpolitischen Konzept beschreibt überzeugend Wilfried Ehbrecht (S. 125–179). Städtepolitik sowie Landesausbau durch die Grafen von Arnberg mit einem gestuften Verfassungssystem dienten zur wirtschaftlichen Förderung und einer ebenfalls gestuften wirtschaftlichen Erfassung des Territoriums sowie zu dessen Festigung durch eine Achse und Stützpunkte an den Seiten.

Insgesamt leistet der von Emil Meynen herausgegebene und mit einem knappen Forschungsüberblick sowie wichtigen Thesen (Karl-Georg Faber) eingeleitete Band dank der hohen Qualität seiner Beiträge einen grundlegenden Beitrag zur bislang vernachlässigten historischen Zentralitätsforschung.

Trier

Rudolf Holbach

Jahrbuch für Regionalgeschichte. Hrsg. v. d. Sächs. Akad. d. Wiss., Red. KARL CZOK / MANFRED UNGER / HANS WALTHER / WERNER MÄGDEFRAU. Band 7. Weimar: Böhlau 1979. 297 S.

Abgesehen von drei Miszellen zu den thüringischen historischen Vereinen im 19. Jh. (K. Marwinski), zu den Nachwirkungen des Bauernkrieges um 1550 in Sachsen (G. Wartenberg) und zum Burgmuseum Wasserburg Kapellendorf (Chr. Osterwald) sind die Beiträge dieses Bandes thematisch auf die Geschichte der sächsischen Kommunalpolitik bezogen. Dies ermöglicht dem Leser mancherlei Einsichten in Verbindungslinien zwischen den zeitlich auseinanderliegenden Befunden. Hartmut Zwahr zeigt in seinem Aufsatz »Vom feudalen Stadtrecht zur bürgerlichen Kommunalpolitik. Eine historisch-soziologische Studie zum Beginn der bürgerlichen Umwälzung in Sachsen 1830/31« am Beispiel Leipzigs, daß das Königtum und der feudalistisch ausgerichtete Magistrat der Stadt seit 1816 eine wirksame Bürgerrepräsentation verhindern. Sie kommt nicht – wie in Preußen – auf dem Weg der Reform, sondern im Gefolge der Pariser Aufstände 1830 durch eine regionale Erhebung zustande. Doch schon im Sept. 1830 unterliegen die antifeudalen Kräfte (Proletariat und verarmte Handwerker): Das Leipziger Großbürgertum übernimmt das Stadtrecht, während sich der Magistrat auflöst. Es ist dabei sehr aufschlußreich (Zwahr weist dies durch familiengeschichtliche und Patenschaftsuntersuchungen nach), daß der exklusive adlig-großbürgerliche Personenkreis des alten Magistrats sich in der neuen Bürgerrepräsentation wiederfindet. Dies erklärt die betont konservative Kommunalpolitik Leipzigs der Folgezeit. Die eher verhaltene Reaktion Leipzigs und anderer sächsischer Städte auf die Februar-Revolution in Paris 1848 überrascht deshalb nicht, die Annette Zwahr in ihrem Beitrag »Sachsen im März 1848. Die Kommunen im Ringen um den Sturz der Regierung von Könneritz« beschreibt. In der sog. Adressenbewegung v. März 1848 offenbart sich das ganze Spektrum politischer Positionen der sächsischen Stadtverordnetenversammlungen: eine Reihe von Städten verfaßt überhaupt keine Adresse an den kgl. Hof, einige bekennen sich ausdrücklich zur Monarchie, andere schlagen einen liberalen, einige einen betont demokratischen Ton an. Letztere können tatsächlich einige Erfolge verbuchen.

Ein noch wenig erschlossenes Forschungsge-

biet betreten die beiden folgenden Studien. Jutta Seidel, »Proletarische Kommunalpolitik im Blickfeld der internationalen Arbeiterbewegung während des letzten Jahrzehnts des 19. Jhs.« gibt einen Überblick über die Programmatik, die Ziele, die Strategien und die Wahlergebnisse der sozialistischen Parteien in den Gemeindevertretungen Deutschlands und Frankreichs in den späten 80er und 90er Jahren. Gelegentliche Ausblicke auf England, Belgien, Holland, Italien, Spanien, Norwegen und Dänemark vervollständigen das internationale Bild. Karl Czok bietet innerhalb dieses Großgemäldes die sächsische Region quasi in der Vergrößerung. In seinem Beitrag »Zur Kommunalpolitik in der deutschen Arbeiterbewegung während der neunziger Jahre des 19. Jhs.« untersucht er einerseits die Rahmenbedingungen der Kommunalpolitik: Verstärkung, Industrieexpansion, soziologische und städtebauliche Veränderungen, politische Interessenlage. Andererseits bietet er konkrete Befunde zur Zusammensetzung der Stadtparlamente und die Auseinandersetzungen zwischen Großbürgertum und Arbeiterschaft, insbesondere die Maßnahmen der Wahlrechtsverschlechterung. Im Vordergrund stehen die Städte Chemnitz, Leipzig und Magdeburg, auf Bielefeld, Nürnberg und Bremen wird gelegentlich verwiesen. Matthias John verläßt mit seiner Untersuchung »Karl Liebknechts Tätigkeit in Ausschüssen der Berliner Stadtverordnetenversammlung. Ein Beispiel revolutionärer Kommunalpolitik der deutschen Linken« den sächsischen Raum zugunsten einer der Leitfiguren des staatlichen Selbstverständnisses der DDR. Seine Beispiele zeigen, daß Liebknecht diesem Aufgabengebiet große Aufmerksamkeit zuwandte (was bisher wenig bekannt ist), daß er diese Arbeit z. B. dazu nutzt, um als Sprecher der Ausschußminderheit im Plenum aufzutreten, und daß er sich »stets für die Interessen der Arbeiterklasse sowie aller Armen und Entrechteten« einsetzte (S. 120).

Die beiden letzten Beiträge zeigen Sachsen am Ende der beiden Weltkriege. Bernd Rüdiger, »Revolutionäre Kommunalpolitik und Kommunalpolitik in der Revolution. Zur Rolle der Arbeiter- und Soldatenräte in den Städten Sachsens während der Novemberrevolution bis zum er-

sten Reichsrätekongreß« breitet ein umfangreiches empirisches Material aus, denn immerhin kann er in 124 von 144 sächsischen Städten Arbeiter- und Soldatenräte nachweisen. Lenins Schrift »Die Aufgaben der Revolution« liefert dem Vf. einen qualitativen Parameter, um die Fülle der sehr unterschiedlichen Strategien und Aktionen der Räte zu ordnen und Korrekturen am sozialistischen Forschungsstand anzubringen.

Mit der »Stunde Null« in Sachsen befaßt sich Manfred Wille, »Die Zusammenarbeit der deutschen Staatsorgane mit der SMAD bei der Sicherung der Ernährung der Bevölkerung und der Bergung der ersten Friedenserte in der Provinz Sachsen. Ein entscheidender Beitrag zur Isolierung der faschistisch-imperialistischen Reaktion und für die Einleitung der antifaschistisdemokratischen Umwälzung (Mai/Juni bis September 1945)«. Die Gefahr einer Hungersnot und die Schwierigkeiten bei der Ernte 1945 werden v. a. von ihrer organisatorischen Seite her untersucht. Der Schwerpunkt liegt auf der Zusammenarbeit zwischen der desolaten deutschen Verwaltung und sowjetischen Truppen und militärischen Führung. Für Aktivitäten des »Klassenfeindes« können nur gelegentliche »Sabotageakte« genannt werden. Die Geschichte des Alltags wird nur in einigen Beispielen sichtbar, so etwa wenn der russische General Skuraslew vor Landräten des Bezirks Merseburg bemerkt, »er habe bei seinem Heimaturlaub gesehen, daß Bauern wegen des fehlenden Spannviehs den Pflug selbst gezogen hätten« (S. 200).

Eine wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit den Beiträgen ist an dieser Stelle nicht möglich. Deshalb am Schluß nur diese kurzen Bemerkungen: 1. Es ist bedauerlich, daß nahezu in allen Beiträgen die westliche Forschung ignoriert wird; 2. Methodisch und empirisch erscheinen mir die meisten Beiträge, insbesondere diejenigen, die auf eigenen Archivstudien beruhen, ergiebig und anregend; 3. Sie können vielleicht wegen ihrer wissenschaftstheoretischen Einseitigkeit die regionalgeschichtliche Forschung durchaus anregen bzw. herausfordern. Es wäre insbesondere zu prüfen, welchen Erklärungswert das hier gewählte deduktive Pa-

radigma bei der Erforschung regionaler und lokaler Phänomene besitzt (manchmal habe ich den Eindruck, daß der Zugang zu den differierenden Phänomenen eher verstellt wird).

Stuttgart

Peter Knoch

ULFERT HERLYN / ULRICH SCHWEITZER / WULF TESSIN / BARBARA LETTKO, *Stadt im Wandel. Eine Wiederholungsuntersuchung der Stadt Wolfsburg nach 20 Jahren, Frankfurt 1982 (Campus Forschung, Band 306), 306 S., DM 39,-.*

Wiederholungsuntersuchungen sind selten, ganz besonders in der Bundesrepublik. Die von Herlyn und anderen 1980/81 bei den dann noch erreichbaren Befragten des Jahres 1960 durchgeführte Befragung (»panel«) hatte zum Ziel, das Wechselverhältnis von Stadtentwicklung und individuellem Lebenswandel zu analysieren. Gegenstand der Untersuchung waren: die wirtschaftliche und demographische Entwicklung der Stadt, der Einfluß des VW-Werkes auf Kommunalpolitik und Berufs-/Arbeitsbedingungen einerseits und die Veränderung der objektiven und subjektiven Wohnsituation (Wohnverhältnisse, soziale Kontaktetze, Entwicklung im Freizeitbereich) und der Integration des einzelnen in das städtische Sozialgefüge (kommunalpolitisches Engagement; Entwicklung des Heimatgefühls) andererseits.

Die Studie hat im Gegensatz zum Anspruch der Autoren weniger paradigmatische Bedeutung als Fallstudiencharakter. Sie zeigt die Besonderheit der Stadt auf: die offen und latent prägende Kraft des VW-Werkes auf Stadtentwicklung, Sozialstruktur, Kommunalpolitik, auf den Lebensrhythmus, die Freizeitgestaltung und die Ausbildung sozialer Kontaktetze (insbesondere wird der zeitstrukturierenden Kraft der Schichtarbeit große Bedeutung beigemessen); die emotionale Beziehungslosigkeit einer funktionalen, auf Konsumverhalten orientierten Stadtgestalt, die nur eingeschränkt durch soziale Kontakte kompensiert werden kann, aber offenbar mitbestimmend für die Entwicklung eines Heimatgefühls ist; die

überdurchschnittliche Seßhaftigkeit und Wohnimmobilität der Wolfsburgener; die unpolitischen Beziehungen der Bewohner zu »ihrer« Stadt und »ihrem« Werk (Vermutung: Die ökonomische overprotectedness durch VW-Werk und Stadtverwaltung induziert »anspruchsvolle Gleichgültigkeit«); die geringe Integrationskraft der Stadt gegenüber einer durch Eingemeindung zusätzlich stark dezentralisierten Siedlungsstruktur.

Problematisch ist der methodische Ansatz des »panels«, was die Autoren selbst reflektieren (S. 268 ff.): Für eine Zeitdistanz von 20 Jahren ist er dann weniger geeignet, wenn der frühere Fragebogen die heute relevanten soziologischen Fragestellungen verschiedentlich nicht mehr ausreichend abbildet (hier: kausale Faktoren für Wohnzufriedenheit, Heimatbindung und kommunalpolitisches Engagement), und wenn der Lebenszykluseffekt ein sehr selektives sample erzeugt. Die Autoren kompensieren diese Schwäche durch Expertengespräche, Interviews mit 1977/78 Zugezogenen und biographischen Interviews für 30 Personen des panels.

Die Studie ist anregend in der Interpretation der Befunde (das gilt besonders für die gelungenen Abschnitte zum politischen Engagement und zum Heimatgefühl der Wolfsburgener) und ein Diskussionsanstoß zur Methodik komparativ-statistischer Analyseansätze in den Sozialwissenschaften.

Hannover

Dietrich Fürst

ERICH KLÄGER, *Böblingen in alten Ansichten, herausgegeben von der Stadt Böblingen, Wilhelm Schlecht'sche Buchdruckerei Böblingen 1976, 156 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 20 × 22 cm.*

BRIGITTE RIETHMÜLLER, *Altes Tübingen, Grafische und malerische Darstellungen aus vier Jahrhunderten, Verlag Weidlich, Frankfurt 1977, 23 × 26 cm, 72 Seiten, 62 Abb.*

JÜRGEN SYDOW, *Tübingen. Bilder zur Geschichte der Stadt, H. Laupp'sche Buch-*

handlung, Tübingen 1980, 24 × 23 cm, 234 Seiten, 332 Abb.

Die erfolgreichsten Städtebücher, das hat sich in Verlegerkreisen offenbar inzwischen herumgesprochen, sind von jener Art, welche »die gute alte Zeit« heraufbeschwören. Die Nostalgiewelle ist längst zur Flut geworden angesichts der »Unwirtlichkeit« unserer Städte. Bücher mit Reproduktionen alter Ansichten werden zuhauf produziert, oft genug in miserabler Wiedergabequalität, oft mit banalsten Begleittexten.

Dabei könnte die verantwortungsvolle Edition und hochwertige Abbildungsqualität für mehrere Disziplinen der Geschichts- und Kunstgeschichtsforschung wertvolle Materialien zugänglich machen. Eines der drei vorliegenden Bücher, die »Bilder zur Geschichte der Stadt Tübingen«, ist von Archivar Jürgen Sydow in diesem Sinne herausgegeben worden. Der Bildband ist als Ergänzung zum Textband der »Geschichte der Stadt Tübingen« gedacht, der 1974 ohne Beigabe von Abbildungen verlegt wurde. Deshalb sind die Texte knapp gefaßt, wollen lediglich als Wegweiser verstanden sein. Interessanterweise wappnet sich Jürgen Sydow gegen denkbare Angriffe aus einer bestimmten Richtung im voraus: »Eine Sozialkritik, die in der textlichen Darstellung durchaus ihren Ort und Stellenwert haben muß, könnte in einem Bildband wohl nur eine sehr grobe Vereinfachung sein, wovon ich mich ganz bewußt gehütet habe«, schreibt er in seinem Vorwort.

Wiedergegeben sind Stiche und Veduten ab 1590, Radierungen, Lithographien und die ersten photographischen Stadtansichten aus den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Das Kapitel »Rathaus Stadtrecht und Verwaltung« läßt die frühesten Urkunden der Stadt zu Wort kommen. Der Großteil der Abbildungen widmet sich jedoch dem Baubestand, dokumentiert viele Gebäude, die längst abgegangen sind und bei erhaltenen Bauarten frühere Bauzustände, die es hier und da sogar wert wären, rekonstruiert zu werden. Das letzte Kapitel greift etwas weiter aus in die Vororte und die Umgebung.

Von ganz anderem Schlage ist Brigitte Rieth-

müllers »Altes Tübingen«. Es ist ein mehr repräsentativ mit einem gewissen bibliophilen Anspruch gemachtes Buch, das ausschließlich künstlerische Ansichten, keine Fotografien beinhaltet. Eine kurze und kurzweilig geschriebene Geschichte der Stadt ist beigegeben, ausgemalt durch so manche Anekdote, durch zitierte Texte und einige Gedichtlein. Das Bändchen ist wohl vor allem zum Verschenken gedacht.

Irgendwo zwischen den beiden angesprochenen Verlagsprodukten liegt das Buch »Böblingen in alten Ansichten« von Erich Kläger. Sein Schwerpunkt liegt auf der Dokumentation der Zeiten vor dem Krieg. Am 8. Oktober 1943 war die Innenstadt durch einen Bombenangriff zum Großteil hinweggefegt worden. Die nach dem Feuersturm aufgenommenen Fotos geben ein Bild vom Grad der Zerstörung. Sie machen aber auch deutlich, wieviel von der heute historisch scheinenden Bausubstanz »nur« Rekonstruktion der Wiederaufbauphase ist. Immer von neuem anschaulich und interessant sind die Bildpaare vorher–nachher. Das Buch ist ein wichtiges »Heimatsbuch«, das jeden Bürger in seinem Verständnis dessen, was der Organismus, die Struktur seiner Heimatstadt bedeutet und wie sie sich verändert, fördern kann.

Ohne innere Logik und unverständlicher Weise ist ein Drittel des Inhalts auf grobes braunes Papier gedruckt, was der Auflösung und der Lesbarkeit der Abbildungen nicht gerade dienlich ist und was das Buch nicht attraktiver, eher unsympathischer macht.

Berlin

Falk Jaeger

HANS GRÜNDL, *Nürnberg. Stadtmauer und Stadtgraben. 30 Ansichten nach der Natur gezeichnet. Nürnberg: Hans Carl 1981. 70 S., DM 18,50.*

Die »nach der Natur gezeichneten« Ansichten von Stadttürmen, Toren, Mauerteilen und Grabenabschnitten Nürnbergs sind höchst malerisch und haben zweifellos künstlerische Qualität. Den ästhetischen Wert einer geschmackvollen Veröffentlichung näher zu beschreiben oder zu

beurteilen, ist jedoch nicht Aufgabe einer Anzeige in dieser Zeitschrift. Hier müßte gefragt werden, welche Aussage das Werk über die Nürnberger Stadtbefestigung bietet, was typisch für die fränkische Reichsstadt ist, welcher Funktion die einzelnen Teile dienten, aus welcher Zeit sie stammen, wie sie zusammengewachsen sind, welchen Bauprinzipien sie folgen, wer die Baumeister sind, was die Bauten für die historische Stadt, was für die heutige bedeuten. Aber das Buch enthält keinen Text außer knappen Bildtiteln, keine Einführung, keinen Kommentar. Die einzige Hilfe, die geboten wird, ist ein Grundriß der Stadtmauer mit Angabe der Seiten, auf denen man die zugehörigen Ansichten findet – aber sämtliche Seitenzahlen sind um zwei Nummern zu niedrig angegeben, so daß man – bevor man den Irrtum durchschaut – eher irregeführt als geleitet wird. Zusammengefaßt: ein schönes Werk, das jedoch den Beschauer sich selbst überläßt.

Stuttgart

Hans-Martin Maurer

MARIANNE BERNHARD, *Das Biedermeier. Kultur zwischen Wiener Kongreß und Märzrevolution (Hermes Hand Lexikon Bd. 10) Düsseldorf: ECON Taschenbuch Verlag 1983 (ETB 10010) 288 S., über 240 Abb., DM 18,80.*

Es ist, wie der Verlag sagt, »die Alternative zum herkömmlichen Groß-Lexikon«. Aber eine seltsame Alternative. Die Bildauswahl und Bildwiedergabe ist vorzüglich, wenn man auch die typisch biedermeierliche Geselligkeit und Vereinsthuberei, die Liedertafel- und Fabrikkrantz-Seligkeit nicht so recht zu sehen bekommt, auch unter dem Stichwort »Vereine« nicht (dafür in beinahe jedem Provinz- und Heimatmuseum). Allein von dieser Perspektive her wird fraglich, was ein »Handlexikon« wie dieses sein will und an wen es sich richtet. Lexikon im üblichen, wenn auch verkleinerten Sinne kann es deshalb nicht sein, weil man hier eben nicht, das ist doch allemal lexikalischer Ehrgeiz, kurz nachschlagen kann.

Es will »Themen-Lexikon« sein, mit 128 »Themen«, wenn ich recht gezählt habe.

Damit wird die Sache natürlich nicht leichter: was sind die Grundthemen dieser Zeit? Sie auszuwählen, verlangt schon beachtenswerte Kenntnis und Souveränität. Die französische Zeitschrift *Le Charivari*, der in diesem Büchlein des deutschen Biedermeier ein eigener Artikel gewidmet ist, in Ehren: ob man nicht statt dessen doch lieber Menzel oder Blechen eigens vorgestellt hätte? Unter den Männern der Epoche erscheinen mit Artikel zwar Devrient oder Karl Ludwig Sand, nicht aber Hegel und Schopenhauer, D. F. Strauß und Schleiermacher. Nichts gegen Laner, aber Robert Schumann hätte vorher und überhaupt kommen müssen, zumal der Platz so eng nicht war und der – der Epoche gar nicht zugehörigen – »Gartenlaube« einen eigenen Artikel samt Bildseite gegönnt hat. Kersting war gewiß ein liebenswerter Mann, aber ob die (in eigenem Artikel nicht vertretene) Droste nicht doch die Epoche mehr repräsentiert hat? Der »Industrie« (nicht, was richtiger gewesen wäre, der Industrialisierung) gelten 2 kleine Seiten: ob nicht dazu unter allen Umständen die Artikel »Fabrik« und »Stadt« gehört hätten? Auch Themen wie »Romantik« oder »Naturwissenschaften«, »Technik« oder »Konfession« scheinen mir unerlässlich. Wer Sekundärliteratur sucht, findet sich zudem auf arg holprigen Wegen: man kann sich eines Metternich-Artikels nicht gut ohne Kurzhinweis auf Srbiks zwei Bände entledigen, und dem Sengle-Verweis auf S. 142 entnimmt man, daß die Vfn. Friedrich Sengles dritten Band seiner »Biedermeierzeit« von 1980, immerhin ein Werk von über tausend Seiten, das den Dichtern des Biedermeier gilt, überhaupt nicht registriert hat. Als sinnvoller Literaturführer kann das Büchlein (ich denke an die Werke von W. Conze oder K. G. Faber, von J. Hermand oder M. Windfuhr usw.) also auch nicht gelten.

Dies das eine Übel. Das andere ist wahrscheinlich die Folge dieser geringen Literaturkenntnis: ob sich die Zeit zwischen 1815 und 1848 – auch nur in kulturgeschichtlichem Betracht – nur ins biedermeierliche Kostüm sich hüllt, ist längst zu einem Problem geworden. Davon scheint das Büchlein überhaupt nichts abbekommen zu ha-

ben. Vfn. nennt Heine in eigenem Artikel (aber nicht das Junge Deutschland) und nennt Marx in eigenem Artikel (aber nicht den Frühsozialismus), womit diese Epoche kulturgeschichtlich also auch anderes präsentiert als »Bilderbogen« und »Kinderspielzeug«. Aber darf man darauf in einem Unterabschnitt verweisen, als wäre »Vormärz« ein Unterkapitel von »Biedermeier«? Vfn. scheint gar nicht bewußt geworden zu sein, daß in den letzten Jahren Fallstudien und grundlegende Werke zum deutschen und österreichischen »Vormärz« (womit häufig *auch* die Epo-

che zwischen 1815 und 1848 gemeint war) erschienen sind. In ihrem Artikel »Vormärz«, der nicht einmal eine Seite umfaßt, gibt sie einen einzigen Literaturhinweis, einen Dokumentenband aus dem Jahre 1914. Sollte hier wirklich, wie im Klappentext versprochen, das »gesamte Spektrum« einer Epoche vorgestellt sein? Darüber hätte man sich vorher (im Verlag) unterhalten müssen.

Esslingen

Otto Borst

Der Irrglaube, daß nur das rational Erfassbare oder gar nur das wissenschaftlich Nachweisbare zum festen Wissensbesitz der Menschheit gehöre, wirkt sich verderblich aus. Er führt die »wissenschaftlich aufgeklärte« Jugend dazu, den ungeheuren Schatz von Wissen und Weisheit über Bord zu werfen, der in den Traditionen jeder alten Kultur wie in den Lehren der großen Weltreligionen enthalten ist. Wer da meint, all dies sei null und nichtig, gibt sich folgerichtig auch einem anderen, ebenso verderblichen Irrtum hin, indem er in der Überzeugung lebt, Wissenschaft könne selbstverständlich eine ganze Kultur mit allem Drum und Dran auf rationalem Wege und aus dem Nichts erzeugen. Dies ist nur um ein wenig weniger dumm als die Meinung, unser Wissen reiche hin, um durch Eingriffe in das menschliche Genom den Menschen willkürlich zu »verbessern«. Eine Kultur enthält ebenso viel »gewachsenes«, durch Selektion erworbenes Wissen wie eine Tierart, die man bekanntlich bisher auch noch nicht »machen« kann!

Konrad Lorenz, Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit (1973), S. 70

INHALTSVERZEICHNIS

ABHANDLUNGEN

PETER W. SCHMIDT, Positionen städtischen politischen Denkens im Zeitalter der Reformation. . .	305
WILHELM RIBHEGGE, Thomas More: Utopia (1516) – Geschichte als Gespräch.	327
GREGOR MARTIN LECHNER OSB, Die Madonna als Hauszeichen.	348
ROLAND THIELE, Neuburg an der Donau Altstadtsanierung: zum Beispiel Neuburg an der Donau.	361
DIE AUTOREN	382
ENTGEGNUNG.	382
AUFRUF zur Mitwirkung am Forschungsvorhaben »Farbigkeit im Fachwerkbau«	383
NOTIZEN	384
BESPRECHUNGEN	389

Bibliographien

HANS H. BLOTEVOGEL / HEINZ HEINEBERG, Bibliographie zum Geographiestudium. Teil 4, Regionale Geographie (<i>H. Grabowski</i>)	389
--	-----

Stadtgeschichte

EMIL MEYNEN (Hrsg.), Zentralität als Problem der mittelalterlichen Stadtgeschichtsforschung (= Städteforschung. Veröff. des Inst. f. vgl. Städtegeschichte Münster, Reihe A, Bd. 8) (<i>R. Holbach</i>)	390
Jahrbuch für Regionalgeschichte, Band 7, 1979 (<i>P. Knoch</i>)	391

Stadtsoziologie

ULFERT HERLYN, ULRICH SCHWEITZER, WULF TESSIN, BARBARA LETTKO, Stadt im Wandel. Eine Wiederholungsuntersuchung der Stadt Wolfsburg nach 20 Jahren (Campus Forschung 306) (<i>D. Fürst</i>).	393
---	-----

Stadtansichten

ERICH KLÄGER, Böblingen in alten Ansichten – BRIGITTE RIETHMÜLLER, Altes Böblingen – JÜRGEN SYDOW, Tübingen. Bilder zur Geschichte der Stadt (<i>F. Jaeger</i>)	393
HANS GRÜNDL, Nürnberg. Stadtmauer und Stadtgraben. 30 Ansichten nach der Natur (<i>H.-M. Maurer</i>)	394

Neuere Geschichte

MARIANNE BERNHARD, Das Biedermeier. Kultur zwischen Wiener Kongreß und Märzrevolution (Hermes Hand Lexikon 10) (<i>O. Borst</i>).	395
--	-----

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Erlich-Schmidt-Verlages in 4800 Bielefeld bei.
Wir bitten unsere Leser um Beachtung.
